

Im Nachtclub der Vampire

John Sinclair, #1

by Jason Dark, 1945-

Veröffentlicht: 1978



Wo Soho am finstersten ist, da liegt der SHOCKING PALACE. Wer ihn besucht, den packt das Entsetzen schon am Eingang. Skelette stehen zur Begrüßung bereit. Die Gäste sitzen auf Särgen—zwar bequem, aber originell. Angeblich sind die Säрге leer, doch niemand kann seine Hand dafür ins Feuer legen...

Die drei Barmädchen heißen Lara, Mona und Ginny. Girls wie Filmstars. Schön und phantastisch gewachsen. Tagsüber sind sie völlig normal. Doch um Mitternacht, da zeigen sie ihr wahres Gesicht. Da werden sie zu Blutsaugerinnen. Denn sie sind die wahren Herrinnen im Nachtclub der Vampire.

„Kinder, hier gefällt es mir,“ sagte der Mann lachend, „komm, Süße, gib mir noch einen Schluck. Meine Kehle ist so trocken wie die Wüste.“ Der Mann kicherte über seinen angeblichen Witz.

Die blondhaarige Mona griff hinter sich ins Regal. Aus der bauchigen Scotch-Flasche schenkte sie das Glas halbvoll. Dann ließ sie es auf den einsamen Gast zurutschen.

Der Mann hieß Ted Willard. Teddy-Boy hatten ihn die drei Barmiezen gerufen.

Er fand es irre. Das hatte noch niemand zu ihm gesagt. Und seine Frau in Birmingham erst recht nicht. Die meckerte immer nur an ihm herum. Sie war selbst schuld, daß Ted in London hin und wieder einen kleinen Streifzug durch Soho machte.

Die Bar, die er durch Zufall gefunden hatte, lag in einem Hinterhof. SHOCKING PALACE nannte sie sich. Ein normaler Sterblicher konnte tatsächlich einen Schock bekommen, wenn er das Lokal betrat.

Die Gäste saßen nicht auf Stühlen, sondern auf Särgen! Schwarze Totenkisten, deren Deckel mit weißen Schädeln bemalt waren. Die Tische glänzten ebenfalls schwarz, und auf der Getränkekarte hatten die Drinks besondere Namen.

Da stand zum Beispiel Bloody Dracula- oder Frankenstein-Mix—oder Werwolf-Wasser...

Auf jeden Fall hatte sich der Besitzer des Schuppens etwas einfallen lassen. Ted Willard wunderte sich allerdings, daß er der einzige Gast war. Diese Bar war eine Schau. Normalerweise hätte sie zum Bersten voll sein müssen.

Und jetzt hockte er allein vor dem Tresen.

Egal, die drei Miezen würden ihm die Zeit schon versüßen.

Willard war Vertreter für Geschenkartikel. Er hatte die Londoner Filiale besucht und hier neue Instruktionen bekommen. Am nächsten Tag wollte er wieder nach Birmingham fahren.

Willard war kein schöner Mann. Das rote Licht der Bar übergieß seinen fast kahlen Schädel und ließ ihn aussehen wie in Blut getaucht. Die Haare begannen bei Ted Willard im Nacken dort, wo sie bei den meisten schon aufhörten. Sein Gesicht war rund. Es wirkte wie ein Pfannkuchen, in den man drei Löcher für Augen und Mund gebohrt hatte. Die Nase war klein und kaum zu sehen, die Haut über und über mit dicken Sommersprossen bedeckt. Willard wußte, daß er für seine Vergnügungen zahlen mußte. Aber das machte ihm nichts aus.

„Du trinkst ja gar nichts, Teddy-Boy,“ sagte die Blondine mit dem schönen Namen Mona und beugte sich vor.

Der Ausschnitt des dunklen Kleides klaffte auseinander. Die üppigen Brüste wurden von keinem BH gehalten.

Ted Willard schluckte. Fahrig wischte er sich über die Stirn. Der Anblick heizte ihm ganz schön ein. Verdammt, er konnte sich nicht entscheiden, wen von den dreien...

Da war Mona, die Blonde mit dem Traumkörper und dem Puppengesicht.

Lara hieß die Schwarzhaarige. Ein Girl wie ein Pulverfaß. Sechzig Kilo heißes Fleisch, hatte Ted vor wenigen Minuten zu ihr gesagt. Lara hatte nur sinnlich gelacht und sich dabei in den Hüften gewiegt, daß die enge Hose fast aus den Nähten platzte.

Und dann gab es noch Ginny. Das knabenhafte Girl mit den roten Haaren, die zu einer Pagenfrisur zurechtgelegt waren. Ginny hatte die eindrucksvollsten Augen, doch in bezug auf Sex traute ihr Willard nicht allzuviel zu.

Ted nahm einen kräftigen Schluck. Er stellte das Glas weg und grinste. „Ihr könnt einem ganz schön zusetzen,“ sagte er zu der blonden Mona. „Mein lieber Mann.“

Mona spitzte die Lippen. „Du bist doch ein starker Mann, Teddy-Boy.“

Willard lachte glucksend. „Aber drei sind auch für mich zuviel.“

Mona hob die Schultern. „Wer weiß. Laß dich mal überraschen...“

Willard faßte nach ihrem Arm. „Wieso? Habt ihr noch eine Überraschung auf Lager? Komm, erzähl schon.“

Entschieden schüttelte die Barmieze den Kopf. „Nein, mein Bester, ich sage nichts. Um Mitternacht wirst du es selbst erleben.“

Ted Willard trank das Glas leer. „Du machst mich neugierig. Etwa ein gemeinsamer Strip?“

„Vielleicht.“

Willard leckte sich über die Lippen. „Oder mit mir zusammen. Wie man es im Film manchmal sieht?“

Mona lächelte verbindlich. „Kann sein...“

Willard tätschelte ihren Arm. „Spielverderberin,“ sagte er und trank sein Glas leer.

Es war warm in der Bar. London stöhnte unter der Sommerhitze. Das Jackett hatte der Vertreter längst ausgezogen. Jetzt lockerte er auch noch seinen Krawattenknoten. „Gib mir noch einen Schluck.“²

Mona ließ Whisky aus der Flasche gluckern. Sie war jetzt mit Ted Willard allein in der Bar, denn ihre beiden Kolleginnen hatten sich unauffällig zurückgezogen. Sie würden aber früh genug erscheinen...

Ted Willard drehte sich auf seinem Hocker um. Seine Augen versuchten das Halbdunkel in der Bar zu durchdringen. Was er zu sehen bekam, war nicht gerade berauschend. Zwar originell, aber doch etwas primitiv. Da gab es die Nischen mit den kleinen Tischen und gepolsterten Sesseln. Die Mädchen verschwanden mit ihren Gästen in den Separees. Hier saß man auch nicht auf Särgen. Diese Art von Sitzmöbel war den beiden mittleren Tischen vorbehalten. Über der Eingangstür hing eine angegraute Leinwand. Auf ihr wurden wahrscheinlich harte Pornofilme abgespult. Der Projektor stand neben einem der beiden Stützbalken, ziemlich weit im Hintergrund des Lokals.

Die rote Beleuchtung stammte von nachgemachten künstlichen Kerzen, die an den Wänden hingen. Rechts und links der Leinwand leuchteten zwei Skelette, und wenn man an einem Bändchen zog, bewegten sich die zahnlosen Unterkiefer hin und her.

„Nimm doch einen Schluck,“ ermunterte Mona ihren Gast.

Ted Willard trank. Dann schüttelte er den Kopf. „Ich verstehe wirklich nicht, was das alles bedeuten soll,“ meinte er. „Diese Bar ist doch irre. Und so etwas ver-

steckt ihr in einem Hinterhof? Kaum zu glauben. Also, ich für meinen Teil hätte mehr aus dem Schuppen gemacht. Ihr müßt das so aufziehen wie eine Geisterbahn auf dem Rummelplatz. Mit schreiend bunten Horrorplakaten. Dann kämen die Gäste in Strömen, und der Whisky würde gallonenweise fließen.§

„Vielleicht wollen wir das gar nicht,“ sagte Mona geheimnisvoll.

„Das ist doch nicht dein Ernst?“

Mona nickte. „Es ist mein voller Ernst.“

Ted Willard hob die Schultern. „Verstehe ich nicht. Ist ja auch nicht mein Bier. Außerdem,“ er begann plötzlich zu grinsen, „finde ich es Klasse, wenn sich jemand um mich allein kümmert. Und wenn es drei Puppen sind, um so besser.“

Ted Willard kicherte. Er rutschte vom Hocker. „Ich werde erst mal irgendwohin gehen,“ sagte er.

„Tu das,“ erwiderte Mona, „aber bleib nicht zu lange!“

Es war genau sieben Minuten vor Mitternacht, als der Vertreter Ted Willard die Tür der Toilette ansteuerte. Sein Gang war schon leicht schwankend. Ein paarmal mußte er sich an der Mauer abstützen. Dann zog er die Toilettentür auf.

Ted Willard blieben sechs Minuten.

Eine Minute vor Mitternacht kam er wieder in die Bar. „Hallo, Girls,“ rief er mit Stentorstimme. „Hier bin ich. Bereit zu neuen Schandtaten und heißen Spielchen!“

Nichts. Keine Reaktion.

Ted ging einige Schritte in den Barraum hinein. „He,“ rief er, „wo seid ihr? Habt ihr euch versteckt, ihr Zuckerbienen?“

Er bekam keine Antwort.

Ted stellte sich mitten in das Lokal. Er stützte beide Arme in die Hüften. „Also, das ist ein Ding,“ sagte er, „die scheinen ja ein besonderes Spielchen mit mir vorzuhaben. Hoffentlich gibt’s auch was zu gewinnen. Vielleicht ‘ne Baggerfahrt durch London.“ Ted kicherte. Er war nicht mehr ganz nüchtern.

Mitternacht!

Irgendwo in der Nähe schlug eine Kirchturmuhur. Deutlich hörte Ted die Glockenschläge.

„Geisterstunde,“ murmelte er, „uuuaaaahhh...“

Ein rasselndes Geräusch ließ ihn herumfahren. Wie von Geisterhand bewegt, war ein Rollo vor die Eingangstür geknallt.

Wieder das Geräusch.

Teds Kopf zuckte nach links.

Auch das Fenster war jetzt abgesichert.

Und noch einmal fiel ein Rollo nach unten. Diesmal vor dem rechten Fenster.

Die Ausgänge waren versperrt. Ted Willard war eingeschlossen.

Sein leicht umnebeltes Gehirn begriff nicht so ganz, was eigentlich vorgefallen war. Noch glaubte er an einen Scherz.

Noch...

Da vernahm er das dämonische Kichern. Ted fühlte eine Gänsehaut über seinen Rücken rieseln. Plötzlich begann sein Herz rasend schnell zu schlagen. Das Atmen fiel ihm schwer.

Benommen drehte sich Ted Willard um.

Und erlebte den Schock seines Lebens!

Die Lufthansa-Maschine aus Düsseldorf nach London war bis auf den letzten Platz ausgebucht. Deutsche, die darauf hofften, in London billiger einkaufen zu können, stauten sich in der Touristenklasse. Die Gespräche drehten sich um Kleidung und Möbel. Die Passagiere hatten sagenhafte Vorstellungen, und der junge blondhaarige Engländer, der die Diskussionen mit anhörte, konnte immer nur den Kopf schütteln.

Er wußte es besser. Vieles, was man deutschen Touristen andrehte, war Mist. Ware, die aus Hongkong billig importiert und wieder teuer an den Mann oder die Frau gebracht wurde. Dem jungen Mann war das egal. Er hatte andere Sorgen.

Der blondhaarige Passagier mit den blauen Augen war kein anderer als Oberinspektor John Sinclair, von seinen Freunden auch Geisterjäger genannt.

Geisterjäger deshalb, weil er einen besonderen Job hatte. John war zwar Beamter bei Scotland Yard, doch in einer ganz bestimmten Funktion. Er beschäftigte sich mit Fällen, die ins Übersinnliche, Dämonische hineinspielten. Mit anderen Worten: John Sinclair hatte Monstern, Vampiren, Werwölfen und Dämonen den Kampf angesagt.

Und wie.

Bisher hatte er noch jeden Fall aufgeklärt. Bei den Mächten der Finsternis war er Todfeind Nummer eins. Er hatte ihnen am laufenden Band Niederlagen zugefügt und manchen Erzdämon vernichtet. Wie erst vor einigen Tagen im Elsaß, als er einen mörderischen Kreuzritter zur Hölle geschickt hatte.

Jetzt befand sich John auf dem Rückflug. Er freute sich auf London. John liebte die Stadt, von der gesagt wird, sie sei die größte der Welt. Er war ein Londoner Kind und wäre um kein Geld in eine andere Großstadt gezogen. Außerdem ist London und überhaupt die englische Insel das Ursprungsland der Geister und Nachtwesen. Es gab unzählige Burgen und Schlösser, die ihr eigenes Hausgespenst hatten, und hoch oben im Norden, dem schottischen Bergland, hielt sich zum Teil noch alter Keltenglaube. Heidnische Bräuche waren bis in die heutige Zeit überliefert worden. John hatte diese Erfahrung mehr als einmal gemacht.

Was in London auf ihn wartete, wußte er noch nicht. Aber arbeitslos würde er bestimmt nicht werden.

Er freute sich auch auf die Rückkehr seiner beiden Freunde Bill Conolly und Suko.

Bill, der ehemalige Reporter, und Suko, Johns chinesischer Freund und Leibwächter, machten das Hochland von Pamir unsicher. Bill wollte einen Bericht über Nepal und das höchste Gebirge der Welt schreiben, und die sechs Wochen die sie für diese Expedition eingeplant hatten, waren in fünf Tagen vorbei.

Daß der Flug für John nicht langweilig geworden war, lag an Marina Held, einem hübschen, frischen Mädchen aus Berlin, das soeben sein Abitur gebaut hatte und in London zwei Jahre bei einer großen Firma als Fremdsprachenkorrespondentin arbeiten wollte.

„Ich kann es immer noch nicht fassen, bald nach London zu kommen,“ sagte Marina. „Das kommt mir alles noch wie ein Traum vor.“

„Wenn Sie erst einmal im Londoner Verkehr stecken, wird der Traum sehr schnell zu einem Alptraum,“ erwiderte John lachend.

Marina schlug sich gegen den Mund. Ihre blauen Augen wurden noch größer. „Himmel, in England herrscht ja Linksverkehr! Das schaffe ich nie. Niemals.“ Sie schüttelte den Kopf, und ihre dunkelblonden Haare, die sie in der unteren Hälfte zu einer Lockenfrisur gedreht hatte, flogen. Marina lachte gern und konnte sich schnell für eine Sache begeistern. Um die Nasenflügel gruppierten sich lustige Sommersprossen.

John bot Zigaretten an.

„Danke.“ Marina nickte. „Auch eines von meinen Lastern.“

Der Geisterjäger ließ sein Feuerzeug aufschnappen. „Wenn es nicht mehr sind...“

Marina blickte ihn über die Flamme hinweg an. Ihre Augen wirkten plötzlich verschleiert. „Sie kennen mich nicht, John!“

Der Oberinspektor lächelte.

Marina nahm einen Zug aus der Zigarette und blies den Rauch der Luftdüse entgegen. „An englische Zigaretten muß ich mich erst noch gewöhnen,“ sagte sie. Dann wechselte sie sprunghaft das Thema. „Sagen Sie mal, John, wie sind eigentlich die englischen Männer?“

Der Geisterjäger lachte. „Wie in Berlin, nehme ich an.“

Marina lachte. „Oh, da habe ich mir aber mehr vorgestellt.“ Sie zog einen Schmollmund.

„Ich will Sie nicht entmutigen,“ sagte John rasch. „Ich würde an Ihrer Stelle einmal selbst ausprobieren, was es mit den englischen Männern auf sich hat.“

Marina nickte. „Das ist klar. Nur weiß ich nicht, wo ich da anfangen soll. Ich kenne keinen in London.“

John legte eine Hand auf ihre Schulter. „Ihnen wird schon etwas einfallen. So wie Sie aussehen, Marina. Briten lieben blaue Augen.“

Marina Held schaute aus dem Fenster. Sie sah einen strahlend blauen Himmel, wie sie ihn sonst nur von Postkarten her kannte. Die Sonne stand als gleißender Ball am Firmament, und die Boeing schien haarscharf an ihr vorbeizuschweben.

John Sinclair hätte den Blick des Mädchens bemerkt und fragte: „Fliegen Sie zum erstenmal?“

„Nein, nein,“ Marina drehte sich wieder um. „Es ist nur... fliegen ist für mich immer ein besonderes Erlebnis. Ich habe keine Angst mehr davor.“

„Brauchen Sie auch nicht. Runter kommen wir immer.“

Marina lachte. „Sie sind gut. Fragt sich nur wie.“

„Eben.“

Eine Stewardess kam durch den Mittelgang und bot Getränke an.

„Möchten Sie irgend etwas trinken?“ fragte John das Mädchen.

Marina schürzte die Lippen. „Vielleicht einen Orangensaft?“ Der Geisterjäger nickte. „Okay, zwei Orangensaft.“

Marina und John prosteten sich zu. „Cheers, sagt man wohl in England,“ meinte Marina.

„Stimmt genau. Sie wissen schon einiges.“

Sie tranken. „Aber noch nicht genug,“ sagte Marina Held neckisch.

„Wieso?“

„Zum Beispiel weiß ich nicht, was Sie von Beruf sind, John?“

Der Oberinspektor hob die Schultern. „Ach, das ist eine komplizierte Geschichte...“

„Warten Sie. Lassen Sie mich raten, John. Sie sind Manager. Oder Schriftsteller. Ja, das wäre was. Bestsellerautor. Ich kann mir Sie so richtig vorstellen. Agentenromane, da sind Sie genau der Typ.“

John lachte und schlug die Hände gegeneinander. „Falsch,“ sagte er. „Alles falsch.“

Marinas Gesicht zeigte Ratlosigkeit. „Jetzt sagen Sie nur noch, Sie sind Vertreter für Damenunterwäsche oder so...“ spöttelte sie.

„Nein. Ich bin Beamter.“

„Ach, du mein lieber Himmel.“

„Wieso?“ fragte John, „ist das was Schlimmes?“

„Nein, nein, ganz und gar nicht. Nur—einen Beamten stellt man sich immer ganz anders vor. Viel strenger und korrekter. Nicht so leger. Mein Onkel war Beamter. Himmel, und auch noch beim Finanzamt. Wenn der zu uns gekommen ist, haben wir alle gezittert. Jetzt ist er pensioniert, und da zittert nur noch seine Frau.“

John Sinclair amüsierte sich köstlich über die erfrischende Art des Mädchens. Die Zeit verging buchstäblich wie im Fluge. Und als das Signal zum Anschlallen aufflammte, zog Marina ein enttäushtes Gesicht.

„Schade,“ sagte sie. „Jetzt lernt manmal einen netten Mann kennen, und schon ist es vorbei.“

„Nehmen Sie es nicht tragisch,“ erwiderte John. „Vielleicht treffen wir uns irgendwann einmal. London ist gar nicht so groß.“

Die Maschine setzte zur Landung an. Sanft ließ der Pilot den Riesenvogel auf die Rollbahn gleiten. Noch einmal heulten die Triebwerke im Gegenschub auf, dann stand die Maschine. Die Passagiere lösten ihre Gurte. Marina Held blieb auch noch bei John Sinclair, als sie das Flugzeug verließen. Sie war auf einmal gar nicht mehr redselig.

In der großen Abfertigungshalle nahmen sie das Gepäck entgegen. Marina hatte zwei Koffer, John Sinclair nur eine Reisetasche.

„Wissen Sie schon, wo Sie wohnen werden?“ fragte John.

Das Mädchen aus Deutschland nickte. „Bei einer bekannten Familie. Die Leute wollen mich vom Flughafen abholen.“

„Na, dann wünsche ich Ihnen viel Glück und alles Gute für die Zukunft.“ John Sinclair reichte Marina Held die Hand.

Das Mädchen drückte die Rechte des Geisterjägers, als wollte sie sie nie mehr loslassen.

Dann drehte sich Marina abrupt um und lief hastig davon. Die beiden Koffer schleiften über den Boden.

Eine nette Reisebekanntschaft, dachte John Sinclair. Er ahnte jedoch nicht, daß er Marina Held schon in allernächster Zeit unter schrecklichen Umständen wiedersehen sollte...

Am Ende des Tresens führte eine Tür in die Privaträume. Sie war durch einen Vorhang abgedeckt, der in der Mitte auseinanderklaffte.

Und da sah Ted Willard die Hand.

Sie glitt durch den Vorhangspalt. Die Haut schimmerte grünlich und schien von innen her zu leuchten. Die Fingerwaren gekrümmt, die langen Nägel spitz und scharf wie Messer.

Der Hand folgte ein nackter Arm, dessen Haut ebenfalls grünlich leuchtete. Dicke Muskelstränge traten deutlich hervor.

Ted Willard schüttelte den Kopf, als wollte er die Nebelschwaden aus seinem Gehirn vertreiben. Der Name der Bar fiel ihm wieder ein.

„Shocking-Palace.“ Sicher, Schock-Palast! Um Mitternacht sollte die Schau laufen. Eine Horrorschau. Kein Striptease, wie Ted Willard angenommen hatte. Er wollte hinter die Bar gehen, doch er traute sich nicht. Irgendein unbestimmtes Gefühl warnte ihn. Er konnte nicht sagen, was es war, auf jeden Fall hatte Ted plötzlich Angst.

„Hallo, Teddy-Boy!“

Das war die Stimme der Blondin!

Ted Willard kreiselte herum. Und er sah Mona.

Sie kam aus einem Separee. Noch immer trug sie das schwarze, weit ausgeschnittene Kleid, und noch immer fiel ihr blondes Haar als Lockenpracht auf die nackten Schultern.

Nur eins hatte sich verändert.

Ihr Gesicht!

Es war zu einer Grimasse verzogen—und die beiden Eckzähne des Oberkiefers wuchsen weit vor. Sie berührten fast die Unterlippe.

Mona war ein Vampir!

„Teddy-Boy!“ Wieder lockte sie mit samtweicher Stimme, während ihr Körper vor Erregung zitterte.

Blut! Sie brauchte Blut! Und der Mann vor ihr hatte es!

„Komm her, Teddy-Boy!“ sagte sie.

Ted Willard lachte. Es fiel kläglich aus. „Ihr... ihr seid verrückt, Kinder. Was... was soll das? Weshalb die Maskerade? Los, Mona, nimm diese komischen Zähne aus dem Mund!“

Etwas klirrte in Ted Willards Rücken. Er drehte sich um.

Ein schuppiges Monster stand hinter der Bar!

Deutlich sah Ted Willard die grüne Haut. Er sah aber auch die roten kurzgeschnittenen Haare und die beiden widerlichen Vampirhauer im Gesicht der Frau.

„Ginny,“ hauchte der Vertreter.

Der weibliche Vampir kicherte. Die grüne Gesichtshaut spannte sich und knisterte dabei wie Pergament. „Ja, mein Lieber, ich bin es wirklich. Hättest du nicht geglaubt, wie?“

Ted Willard hob die Schultern. „Ich... ich verstehe das alles nicht...“

„Das wirst du aber gleich verstehen, mein lieber Ted!“

Wieder eine andere Stimme. Und sie gehörte Lara, dem schwarzhaarigen Raseweib mit der unwahrscheinlichen Figur.

Die Stimme kam von der Tür zum Waschraum. Und dort stand Lara auch. Sie trug einen blutroten Umhang. Ihr Gesicht war unnatürlich bleich. Sie hatte ebenfalls die Zähne gebleckt und zeigte ihre Vampirbeißer.

„Du gehörst jetzt uns,“ sagte Lara.

„Ja, du wolltest doch ein heißes Spielchen machen!“ Das war die Stimme von Ginny.

„Du kannst bei mir anfangen!“ flüsterte Mona, die Blondine.

Ted Willard schlug die Hände vor sein Gesicht. „Nein! Nein!“ schrie er. „Bin ich denn verrückt? Seid doch vernünftig, Mädchen. Das ist doch kein Spiel mehr. Das ist mir zuwider...“

„Wie recht du hast,“ sagte Lara höhnisch.

Willards Augen weiteten sich entsetzt. Leicht vornübergebeugt stand er da, so als lauschte er den Worten der schwarzhaarigen Vampirfrau nach.

„Ihr... ihr seid doch wahnsinnig,“ flüsterte er. „Laßt mich hier raus. Ich will weg. Weg aus diesem verdammten Bau!“ Die letzten Worte schrie er hysterisch.

Ted Willard wollte auf die Tür zurennen, doch die blondhaarige Mona versperrte ihm den Weg. Sie stand genau unter der Leinwand. Ihre Lippen waren zu einem häßlichen Grinsen verzogen. Dadurch kamen die Vampirzähne noch mehr zur Geltung.

„Du kannst nicht hinaus, Teddy-Boy: Die Tür ist verschlossen. Hast du nicht gehört, wie die eisernen Rolläden zugeschnappt sind? Es gibt keine Chance für dich. Du gehörst jetzt uns.“

Die Untote rieb sich die Hände wie ein Pferdehändler, der ein gutes Geschäft gemacht hatte.

Ted Willard atmete keuchend. Der Schweiß lag wie eine zweite Haut auf seinem Körper. Hastig sah er sich um.

Die beiden anderen Weiber kamen auf ihn zu. Sie kreisten ihn regelrecht ein.

Ginny, die Frau mit der grünen Haut, verließ den Platz hinter dem Tresen und näherte sich Ted Willard von der Seite. Lara schlich von hinten an ihn heran. Der Stoff des weiten Umhangs bewegte sich und rieb raschelnd aneinander.

Das Geräusch machte Ted Willard verrückt. Er hörte, wie Lara immer näher kam.

Mona, der blondhaarige Vampir, setzte sich gleichzeitig in Bewegung. Sie hatte die Arme ausgestreckt, und die bleichen Finger mit den blutrot lackierten Nägeln tasteten nach Ted Willard.

„Keine Chance,“ flüsterten die drei. „Keine Chance, Teddy-Boy. Dein Blut gehört uns...“

„Neiinnnn!“ Ted Willard brüllte los und warf sich herum. Die Angst verlieh ihm plötzlich Riesenkräfte. Seine ausgestreckten Arme donnerten gegen das Gesicht der rothaarigen Ginny. Sie wurde zurückgefegt und krachte zwischen das Fläschenregal.

Mit einem Satz sprang Willard auf den Tresen. Er ließ sich an der anderen Seite wieder auf den Boden fallen und ergriff eine volle Ginflasche.

Mona hatte bereits den messingfarbenen Handlauf gepackt und wollte über die Bar flanken.

Aus der Drehung heraus drosch Ted Willard zu. Und er traf voll.

Die Flasche klatschte auf den Kopf der Untoten. Normalerweise hätte sie den Schädel zertrümmern müssen, doch nicht bei Mona. Sie war kein Mensch mehr— sie war eine Untote, eine Dämonin. Und die waren nicht mit normalen Mitteln zu besiegen. Ted Willard wußte nichts von Silberkugeln oder zugespitzten Eichen-

pflöcken, mit denen man Vampiren den Garaus machen konnte. Er starrte nur entsetzt die Blondine an, die plötzlich schrill zu lachen anfang.

Die Flasche war auf ihrem Kopf zerplatzt. Wie in einer Zeitlupenaufnahme sah Ted Willard die Scherben zu Boden regnen. Der Gin lief über das Gesicht der Vampirin und leimte die Haare zu einer klebrigen Masse zusammen.

Hände fuhren über den Tresen. „Ich krieg dich, Teddy-Boy, ich krieg dich!“ zischte Mona.

Willard wich zurück, spürte das Flaschenregal im Rücken—und sah von der Seite her, Ginny auf sich zukommen. Die Rothaarige hatte sich aufgerappelt. Jetzt wollte sie Ted Willard an die Kehle.

Willard fegte die Hände zur Seite. Dann zuckte er herum und wollte auf die Tür am Ende des Tresens zurennen. Mit dem rechten Fuß glitt er in eine Likörlache und rutschte aus. Der unfreiwillige Spagat bedeutete für ihn das Ende.

An der Tür tauchte Lara auf. Ihre dämonische Schönheit hätte Willard normalerweise fasziniert, doch jetzt versetzte sie ihn in Panik. Er kam wieder auf die Beine.

Der Stoß in den Nacken trieb ihn genau auf Lara zu.

Die Untote breitete die Arme aus. Und dann hatte sie ihn.

Ted fühlte sich umklammert. Wie Eisenzangen packten die Hände zu. Hart, gnadenlos.

Ted schrie.

Ein Schlag auf den Mund ließ ihn verstummen.

Lara drehte den Mann herum. Dann stieß sie ihn in das Zimmer hinter der Bar.

Bis auf ein paar Kisten war der Raum nackt und kahl. Eine rote Lampe brannte an der Decke. Sie sah aus wie ein gefärbter Mond.

Lara drückte Ted zu Boden.

Ihre Schwestern tauchten auf. Geifernd, fauchend.

„Schönheit!“ flüsterte Ginny. „Schönheit! Er wird mir Schönheit geben.“ Sie wollte Ted packen, doch Lara stieß sie zurück.

„Warte! Warte noch!“ Die Untote mit den lackschwarzen Haaren sah auf Ted Willard hinunter.

Der Vertreter lag auf dem Rücken. Er war nur noch ein zitterndes Bündel Angst. Über sich sah er die Gesichter der weiblichen Bestien. Die Zähne kamen ihm noch länger vor.

Sechs Hände—zwei davon grüne Klauen—malten seltsame Zeichen über seiner Gestalt. Ted fühlte eine plötzliche Lähmung, die an den Füßen begann und sich rasend schnell ausbreitete. Bis in sein Gehirn drang sie, tötete jeglichen Willen.

Ted wollte sprechen. Nichts. Wie zugeschnürt war seine Kehle. Er konnte nur noch sehen, bekam jede Einzelheit mit und sah auch, wie sich die drei Vampirinnen zu ihm hinunterbeugten. Hände krallten sich in seine Schultern fest, und dann versank für Ted Willard die Welt in einem blutroten Strudel...

Der etwa vierzigjährige Mann hielt ein Bild in der Hand. Er stand in der Nähe der Gepäckaufnahme und blickte sich suchend um.

Plötzlich lief er los und winkte mit beiden Händen.

Marina Held sah den winkenden Mann und blieb stehen. Die beiden Koffer setzte sie auf den Boden.

„Miß Held?“ fragte der Mann.

Er stoppte vor Marina und schnappte nach Luft.

„Ja.“

„Ich bin Lionel Sanders.“ Er streckte Marina die Hand hin. „Helens Vater.“

Marina lachte. „Natürlich, Mister Sanders. Ich habe Sie gar nicht erkannt. Helen hat mir zwar ein Bild von Ihnen geschickt, aber Sie wissen ja, wie das mit Fotos so ist.“

„Genau.“ Sanders nickte. Er trug einen leichten Sommeranzug und ein kariertes Hemd. Die dicke Hornbrille ließ ihn älter erscheinen. „Helen konnte leider nicht selbst kommen,“ sagte er.

„Oh!“ Marina war enttäuscht und besorgt zugleich. „Warum nicht? Ist etwas passiert?“

„Meine Frau hat sie vor vier Stunden ins Krankenhaus gebracht.“

„Nein!“ Marina wurde blaß. „Was Schlimmes?“

Jetzt lächelte Lionel Sanders beruhigend. „Keine Angst, Miß Held. Eine Blinddarmreizung. Helen ist schon operiert worden, und es ist alles okay.“

Marina legte ihre Hände dorthin, wo das Herz schlug. „Himmel, da bin ich aber beruhigt.“

„In vierzehn Tagen spätestens wird Helen wieder zu Hause sein,“ erklärte Lionel Sanders. „Aber kommen Sie, Miß Held, Sie werden sicher von der langen Reise müde sein.“ Lionel Sanders wollte sich nach den Koffern bücken.

Marina wehrte ab. „Einen nehme ich. Und noch etwas, Mr. Sanders, sagen Sie doch bitte Marina zu mir. Das andere ist so förmlich.“

„Okay, Marina.“ Lionel Sanders nahm den linken der dunkelbraunen Koffer.

Während sie zum Ausgang gingen, blickte sich Marina immer wieder verstohlen um. Sie hoffte, den blondhaarigen Engländer noch einmal wiederzusehen, doch John Sinclair war im Gewühl der Menschen verschwunden.

„Mein Wagen steht im Parkhaus III,“ erklärte Lionel Sanders, als sie durch die langen überdachten Gänge schritten.

Marina nickte. Ihre Laune war um einige Grade gesunken. Den Kopf gesenkt, ging sie entmutigt hinter Mr. Sanders her. Erst das Pech mit John, und jetzt liegt Helen auch noch im Krankenhaus, dachte sie verbittert. Am liebsten würde ich nach Hause fahren.

Ihr Job begann erst in zwei Wochen. Es war gar nicht einfach gewesen, an eine Stelle zu kommen. Marina hatte lange suchen müssen und auch die Arbeitsämter eingeschaltet. Dann hatte sie das erste Angebot akzeptiert.

Lionel Sanders steuerte auf einen dunkelroten Rover zu. Es war schon ein älteres Modell, vielleicht Baujahr Siebzig. Aber noch gut in Schuß.

Das Gepäck wurde im Kofferraum verstaut. Galant öffnete Lionel Sanders dem jungen Mädchen die Tür. „Sollen wir erst noch eine kleine Stadtrundfahrt durch London machen?“ fragte er, „oder wollen Sie sofort zu uns nach Hause? Meine Frau wartet schon. Sie hat auch Kuchen gebacken. Apfelkuchen, dazu gibt es warme Vanillesoße. Ein Gedicht, sage ich Ihnen.“

Marina lachte. „Sie haben mich überzeugt, Mister Sanders. Fahren wir zu Ihnen.“

„Wunderbar.“ Sanders lenkte den Wagen durch die schmalen Betonserpentinien des Parkhauses. Über die M4 erreichten sie London. Unterwegs bekam Marina

doch einiges zu sehen. Sie fuhren am Hyde Park vorbei und fanden sich plötzlich, zwischen den hohen zweistöckigen Bussen eingekeilt, im Gewühl von Piccadilly Circus wieder.

Mr. Sanders bog von der breiten Regent Street ab. Marina war enttäuscht. Sie sah kleine, halbverfallene Läden, ein paar Straßenmärkte und miese Hinterhöfe.

„Das soll Soho sein? Kaum zu glauben. Ich dachte immer, hier wäre der Bär los.“

Lionel Sanders mußte lachen. „Der Bär ist—wie Sie so schön sagen—abends los. Dann erkennen Sie manche Straßen gar nicht mehr wieder. Sie kommen doch aus Deutschland. Waren Sie schon mal in Hamburg?“

„Ja.“

„Auch auf St. Pauli?“

Marina nickte. „Das gehört doch dazu.“

„Sicher. Dann müssen Sie aber mal St. Pauli morgens um sechs Uhr sehen. Da werden Sie sich wundern. Nichts mehr vom abend- und nächtlichen Lichterglanz. Alles tot. Bierleichen auf den Bürgersteigen. So ähnlich verhält es sich auch mit Soho. Ich weiß das genau, weil wir ziemlich an der Grenze zu diesem Stadtteil wohnen.“

„Ich wußte gar nicht, daß die Berners Street so nahe bei Soho liegt,“ sagte Marina.

„Das ist aber auch alles, was sie mit Soho gemeinsam hat.“

Marina hob die Schultern und zündete sich eine Zigarette an. Lionel Sanders war Nichtraucher.

Sie fuhren jetzt durch Wohnviertel. Graue alte Fassaden, die längst einer Renovierung bedurft hätten. Dann wurde die Gegend wieder etwas freundlicher. Die Wohnhäuser besaßen Vorgärten. Breite Steintreppen führten zu den Hauseingängen hoch. Auf den Bürgersteigen spielten Kinder. Hohe, dicht belaubte Bäume gaben Schatten.

Lionel Sanders bremste. „Das vierte Haus auf dieser Seite,“ sagte er, „das ist es.“

Marina blickte aus dem Fenster. Das Haus sah nicht anders aus als die übrigen in der Straße. Vielleicht war der Vorgarten etwas gepflegter. Zwei Frauen, die sich auf dem Bürgersteig unterhielten, drehten sich um, als der Wagen stoppte.

Lionel Sanders und Marina Held stiegen aus. Sanders öffnete die Haube des Kofferraums.

„Das ist unser Besuch aus Germany,“ erklärte er den neugierigen Frauen.

Die Frauen lächelten Marina gutmütig zu. Marina lächelte zurück.

Lionel Sanders hatte das Gepäck aus dem Kofferraum gehievt und ließ die Klappe wieder zufallen. Durch das offene Vorgartentor schleppte er die beiden Koffer zum Haus. Marina hielt nur ihre Handtasche.

Die Haustür wurde geöffnet. Eine etwas rundlich wirkende Frau stand auf der obersten Stufe. Ihr Gesicht schien mit Tausenden von Lachfältchen überzogen zu sein, als sie rief: „Herzlich willkommen, Miß Marina.“

Mrs. Sanders ließ ihren Mann an sich vorbeigehen, schloß Marina in ihre Arme und drückte sie an den wallenden Busen. „Ich freue mich, daß Sie endlich hier sind. Helen hat mir ja so viel von Ihnen erzählt. Wie schade, daß sie ausgerechnet jetzt ins Krankenhaus mußte! Aber es dauert höchstens zwei Wochen. So, und nun kommen Sie erst einmal in die Wohnung. Sie werden sicher müde sein.“

Marina Held ließ den Wortschwall über sich ergehen. Diese Mrs. Sanders schien aus einem sagenhaften Reservoir zu schöpfen. Sie redete, ohne Atem zu holen.

Im Haus war es angenehm kühl. Eine breite Holztreppe führte in die oberen Etagen. Der Flur war grün gestrichen. Auf der untersten Treppenstufe standen zwei Typen, wie Marina sie auch aus Berlin kannte.

Lederjacke, lange Haare, und Ritterkreuze, die auf der nackten Brust lagen.

Die beiden grinsten Marina penetrant an. Sie waren höchstens achtzehn. Aber bestimmt unangenehm. Sie sahen so aus, als gingen sie keinem Streit aus dem Wege.

„He, Puppe, dich werden wir auch noch einseifen,“ sagte der größere der Typen und machte mit Daumen und Zeigefinger eine international verständliche Geste.

Marina Held konnte es nicht vermeiden, daß sie rot wurde.

Auch Mrs. Sanders hatte etwas bemerkt. „Kümmern Sie sich gar nicht darum,“ sagte sie zu ihrem deutschen Gast. „Diese Dreckskerle gehören in ein Arbeitslager.“

Mrs. Sanders verschwand mit Marina in ihrer Wohnung. Sie lag parterre, rechts vom Eingang. Die Wohnung gegenüber stand schon seit drei Monaten leer.

Mrs. Sanders schloß die Tür.

Im ersten Augenblick hatte Marina das Gefühl, in einen Altwarenladen gelangt zu sein. Überall Gerümpel. Bis sie herausgefunden hatte, daß es die Wohnungseinrichtung war, befand sie sich schon im Living-room.

Auch hier alte Möbel. Dazu noch gemusterte, dunkle Tapeten. Der Raum war ziemlich klein. Eine Wand wurde von einem Schrank fast völlig eingenommen. An der anderen Wand hingen die Bilder von Mrs. Sanders Eltern. Die Ähnlichkeit war unverkennbar.

Den runden Tisch vor dem alten Sofa hatte Mrs. Sanders schon gedeckt. Vor dem Tisch standen zwei Stühle mit hohen Lehnen.

Sanders betrat den Living-room. „Die Koffer habe ich schon in Ihr Zimmer gebracht, Marina. Wir zeigen es Ihnen gleich. Erst wollen wir uns mal stärken.“

Sie nahmen am Tisch Platz. Es gab in der Tat selbstgebackenen Apfelkuchen. Die heiße Vanillesoße holte die Hausfrau aus der Küche.

Und natürlich gab es Tee. Marina mochte Apfelkuchen zwar nicht besonders, aber sie hatte Hunger und würgte ihn mit Todesverachtung hinunter.

Als ihr Mrs. Sanders noch ein Stück auf den Teller legen wollte, wehrte sie ab. „Nein, danke, Mrs. Sanders, ich muß etwas auf meine Linie achten.“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Was ihr jungen Mädchen nur immer habt. Ich zum Beispiel...“

„Dich kann man auch schon bald rollen,“ sagte Mr. Sanders trocken.

Marina hatte Mühe, ein Lachen zu verbeißen. Sie kramte in ihrer Tasche herum und suchte nach Zigaretten.

„Helen raucht aber nicht,“ sagte Mrs. Sanders spitz.

In Deutschland hat sie gequalmt wie ein Schlot, dachte Marina. Sie hütete sich aber, etwas laut werden zu lassen. Schließlich wollte sie es sich mit den Eltern ihrer Freundin nicht verderben.

Sanders holte einen Aschenbecher, eine alte Schale aus grünem Marmor.

Zwei Stunden vergingen. Marina erzählte von Deutschland, von ihren Eltern und von ihren Freunden. Sie fand aufmerksame Zuhörer.

Dann zeigte ihr Mrs. Sanders das Zimmer. Es lag dem Living-room gegenüber, direkt neben dem Bad, und war Helens Zimmer.

Es gab ein Bett und eine Schlafcouch. An den Wänden prangten Poster mit Stars aus der Pop-Branche. Dazwischen hing das fast lebensgroße Bild eines nackten Mannes, dessen charakteristisches Teil von einem Platanenblatt bedeckt war.

„Also, das Ding rei ich auch bald ab.“ schimpfte Mrs. Sanders.

Marina lächelte. „Warum? Ich finde es irre.“

„Na ja, die Jugend.“

Das Ehepaar Sanders ließ die junge Deutsche allein. Marina begann, ihre Koffer auszupacken. Helen hatte in ihrem Kleiderschrank vorsichtshalber Platz gemacht, so daß Marina alles unterbringen konnte.

Dann ging sie ins Bad.

Es war ziemlich altmodisch ausgestattet. Die Wanne war nicht im Boden verankert, die Toilette besaß noch eine alte Ziehsplung, und das Waschbecken war stumpf. Haare klebten an den Abflulchern fest. Eine Dusche war nicht vorhanden.

Marina nahm ein Bad. Heißes Wasser spendete ein altmodischer Boiler. Die junge Deutsche fühlte sich erfrischt, als sie die Wanne verließ. Sie schlüpfte in ihre weißen Jeans und zog einen roten, nicht zu engen Pullover über.

Marina hatte vor, noch ein wenig spazierenzugehen. Wenn Helen schon nicht da war, wollte sie London allein erobern. Das heißt, soweit dies möglich war.

Ihre Gasteltern waren von dem Vorschlag nicht begeistert. „Himmel,“ rief Mrs. Sanders und rang die Hände. „Das ist ja viel zu gefährlich! Schließlich müssen wir auf Sie achtgeben.“

„Ich gehe auch in Berlin allein spazieren,“ erwiderte Marina.

„Trotzdem. Nein, das können wir nicht verantworten.“ Mrs. Sanders blieb bei ihrer Meinung, und auch ihr Mann machte ein bedenkliches Gesicht.

Es gab ein Hin und Her, aber schließlich setzte Marina doch ihren Willen durch. Sie bekam sogar einen Haustrschlssel.

„Aber seien Sie um Gottes willen vorsichtig!“ schrften ihr beide noch einmal ein. „Es passiert soviel in London. Und gerade ein junges Mädchen ist den Sittenstrolchen hilflos ausgeliefert.“

„Ich kann Judo,“ beruhigte Marina ihre besorgten Gastgeber.

Es war noch hell, als sie das Haus verließ. Langsam schlenderte Marina die Berners Street hinunter. Am Ende der Straße lag das große Middle Essex Hospital. Marina jedoch nahm die andere Richtung. Die nach Soho führte.

Sie überquerte die Eastcastle Street. An der Kreuzung standen die beiden Bauten des York Hotels und des Berners Hotels, preiswerte Herbergen für Touristen. Der Betrieb hatte schon wesentlich zugenommen. Auch die Gehwege waren breiter.

Gedankenversunken schlenderte Marina über den Bürgersteig. Plötzlich vernahm sie rechts neben sich Motorengerusch.

Sie drehte den Kopf.

Die beiden Typen aus dem Hausflur stoppten hart neben ihr. Sie saßen auf einer Honda. Jetzt schwang sich der erste vom Sozius, breitete beide Arme aus, kam auf den Gehweg und blieb dicht vor Marina Held stehen.

Sein dreistes Grinsen sagte genug.

Marina war ebenfalls stehengeblieben. Aus schmalen Augen beobachtete sie den Knaben, der beide Daumen in den breiten Ledergürtel seiner Hose gehakt hatte.

Der zweite Kerl hockte auf der Honda und grinste. Zwischen seinen Lippen hing ein Zigarillo.

Der Typ vor Marina warf seine langen Haare zurück. „Ich habe dir doch gesagt, Puppe, daß du fällig bist,“ meinte er und streckte seine Hand nach der jungen Deutschen aus.

Da wußte Marina, daß es den ersten Ärger geben würde...

„Laß es,“ sagte Marina Held, und dann: „Bitte.“ Sie ging einen Schritt zurück.

Der Kerl vor ihr lachte nur. „Stell dich doch nicht so an. Ich tu dir schon nichts. Wir wollen nur unseren Spaß haben.“

„Ja, los, pack sie!“ hetzte der Typ auf der Honda.

Die Straße war belebt. Zahlreiche Menschen passierten Marina und den Rocker, doch niemand wagte einzugreifen. Vielleicht hielten sie Marina auch für eine Braut, und sich bei Rockern einzumischen, war lebensgefährlich.

Der Typ legte seine rechte Hand auf Marinas Schulter, ließ sie dann tiefer gleiten und kam in die Nähe ihrer Brust.

Ekelgefühl schüttelte die junge Deutsche. Sie roch die Ausdünstung des Kerls und reagierte dann blitzschnell.

Sie schlug den Arm zur Seite, ließ gleichzeitig ihren Fuß vorschnellen und traf den Rocker dort, wo es wehtat. Er wankte zurück. Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Trotzdem holte er unter seiner Jacke ein Bleirohr hervor.

Marina war schneller. Sie packte den linken Arm des Rockers, und ehe der Kerl wußte, was ihm überhaupt geschah, flog er auch schon durch die Luft.

Genau auf seinen Kumpan zu.

Der war viel zu konsterniert, um ausweichen zu können.

Die beiden Rocker prallten zusammen. Gemeinsam mit der Honda fielen sie zu Boden.

Fluchen, Schreien, Schimpfen. Die Rocker fühlten sich tödlich blamiert. Vor allen Dingen deshalb, weil einige Passanten stehengeblieben waren und regelrecht Beifall klatschten.

„Ja, so muß man es diesen Dreckskerlen geben,“ rief eine ältere Frau begeistert.

„Prima, Mädchen! Zeig es den Rockern!“ feuerte ein gutgekleideter, bläßlicher Mann sie an.

Marina kümmerten die Kommentare nicht. Sie mochte die Menschen nicht, die immer nur hinterher stark waren.

Die Rocker hatten sich inzwischen aufgerappelt. Ihre Honda war etwas lädiert. Der prächtige Außenspiegel war abgebrochen.

Der Fahrer spie aus. „Das zahlen wir dir heim!“ knurrte er. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er sich auf Marina stürzen, doch dann überlegte er es sich wieder. Die Passanten hätten jetzt sicherlich eingegriffen, und dann wäre für die Rocker die Dresche ihres Lebens fällig gewesen.

Marina Held zuckte die Achseln. „Ich wollte keinen Streit,“ sagte sie. „Laßt mich in Ruhe.“ Dann drehte sie sich um und ging weiter. So, als wäre nichts geschehen.

Mittlerweile war es schon dämmerig geworden. Autoscheinwerfer flammten auf und warfen ihre Lichtbahnen auf die Fahrbahn. Soho schimmerte verführerisch in

seiner Lichterpracht. Bunte Leuchtreklamen zuckten auf. Bars, Coffee-Shops, Pizzerias und Restaurants warteten auf Gäste.

Marina Held fand dieses Soho faszinierend. Ja, so hatte sie es sich immer vorgestellt. Auf den Straßen herrschte ein unwahrscheinlicher Betrieb. Das prächtige Wetter lockte nicht nur Touristen, sondern auch Einheimische.

Strip! Strip! Strip! knallte es ihr in grellen Buchstaben entgegen. Und mit jedem Wort leuchtete auch ein nacktes Mädchen auf, das den gewaltigen Busen dem anonymen Betrachter entgegenstreckte. Das Girl hatte den Mund geöffnet. Buchstaben flossen heraus und formten sich zu einem Satz. *Come on and love me!* Komme und liebe mich.

Marina mußte lächeln. Sie sah, daß einige Besucher der Aufforderung nachkamen und in das Lokal gingen. Wahrscheinlich würden sie enttäuscht und mit leerer Briefftasche wieder hinausgehen.

Die junge Deutsche schlenderte weiter. Der Trubel amüsierte sie. Allerdings hatte sie keine Lust, in irgendeines der Lokale hineinzugehen, auch nicht in eine Discothek, von denen es zahlreiche gab.

Meist waren die Türen geöffnet, und heiße Rhythmen drangen auf die Straße. Marina warf hin und wieder einen Blick in das Innere der Beathöhlen.

Jugendliche tanzten. Lichtorgeln warfen blendende Kaskaden. In zahlreichen Ecken nistete der Geruch von Haschisch. Es war schon was los, in dieser Hölle von Soho.

Marina wurde oft angesprochen, doch sie ging stur weiter. Sie wollte sich von keinem Typen abschleppen lassen. Das Erlebnis mit den Rockern hatte ihr vorerst gereicht.

Ihren Hunger stillte sie mit einer kleinen Pizza. Der Teig schmeckte nach ranzigem Fett. Auf Olivenöl hatte der gute Pizzabäcker wohl verzichtet.

Die Zeit verging, und ohne es zu wollen, erreichte Marina auch jenen Bezirk von Soho, der für einen einzelnen Touristen nicht gerade empfehlenswert ist.

Marina Held kam in das Viertel der Nachtbars und obskuren Clubs.

Zwar brannten hier noch Lichter, aber die Typen, die auf den Gehsteigen lungerten, waren nach der Pseudoeleganz der Zuhälter gekleidet.

Als Marina für einen Augenblick verschnaufend stehenblieb, näherte sich ihr sofort ein Kerl. Er trug ein weißes Seidenhemd und enge Jeans. In dem dunkelhäutigen Gesicht fielen die rabenschwarzen Augen und die aufgeworfenen Lippen auf.

Der Kerl grinste.

Hastig drehte sich Marina um und lief weg. Sie hatte vor dem Mann Angst. Er war gefährlicher als die beiden Rocker.

Der Zuhälter rief ihr etwas nach, was sie nicht verstehen konnte.

Marina Held huschte in die nächste Seitenstraße. Sie war ziemlich eng. Unrat lag in den Gassen. Um wieder auf die breitere Hauptstraße zu gelangen, wollte Marina an der nächsten Querstraße links einbiegen. Sie tat das auch, mußte aber feststellen, daß die Straße einen Bogen machte und tiefer in ein ihr unbekanntes Viertel führte.

Als Marina sich umschaute, sah sie für einen Moment den Zuhälter an der Ecke stehen.

Marina ging schneller. Und mit jedem Schritt geriet sie tiefer in das Labyrinth der kleinen, unbeleuchteten Straßen und Hinterhöfe. Als die junge Deutsche ihren Fehler erkannte, war es bereits zu spät. Da hatte sie sich verirrt.

Weiter vorn war eine Kneipe. Grölende Männerstimmen drangen durch die offenstehende Tür. Das Lokal war nicht beleuchtet. Das Glas einer in der Nähe stehenden Straßenlampe war zertrümmert worden.

Schritte.

Marina sah sich um.

Sie sah die Umrisse von zwei Männern. Arm in Arm kamen die Kerle über die Straße gewankt.

Die junge Deutsche zog es vor, sich zu verstecken. Sie tauchte in einen Hauseingang und erschrak fürchterlich, als sie auf etwas Weiches trat.

Dicht neben der alten Tür schnarchte ein Penner. Jetzt begann er zu grunzen und zu schimpfen. Marina drückte sich an die gegenüberliegende Wand der Nische. Sie wagte kaum zu atmen.

Die beiden Männer gingen vorbei, ohne sie gesehen zu haben. Marina Held atmete auf.

Aber da war noch der Zuhälter. Und er hatte ihre Spur nicht verloren.—Marina sah ihn, als sie die Nische verließ. Der Kerl lauerte an einer Plakatsäule, deren Blätter in Fetzen vom rissigen runden Mauerwerk hingen. Er rauchte eine Zigarette und sah Marina aus ihrer Deckung treten.

Der Kerl warf die Zigarette weg. Sie beschrieb einen glühenden Halbkreis.

Sie sah den Mann und hörte sein häßliches Lachen.

Marina rannte. Zum Glück trug sie Turnschuhe, so daß ihre Schritte auf dem Pflaster kaum zu hören waren. Wie ein Schemen huschte sie an der unbeleuchteten Kneipe vorbei, sprintete in die nächste Seitenstraße und stellte nach wenigen Yards fest, daß sie in einer Sackgasse gelandet war.

Eine Mauer versperrte den weiteren Fluchtweg.

Zu hoch, um darüber zuklettern.

Marina hörte die hastigen Schritte des Zuhälters. Unwillkürlich warf sie einen Blick auf die Uhr.

Mitternacht!

In der Nähe begann eine Glocke zu bimmeln. Marina hatte das Gefühl, als wäre es ihre eigene Totenglocke. Kalte Schauer rieselten über ihren Rücken.

Verzweifelt suchte sie nach einem Ausweg. Wie gehetzt blickte sie sich um.

Und der Zuhälter kam näher. Seine Schritte waren lauter geworden. Er wollte die blonde Puppe haben. Und er würde sie bekommen.

Im letzten Augenblick sah Marina Held die schmale Einfahrt. Sie erinnerte sie an eine Gasse in Neapel, die sie mal mit ihren Eltern durchquert hatte.

Marina tauchte in die Einfahrt. Sie hatte die Hoffnung, anschließend einen Fluchtweg zu finden.

Dann sah sie das rote Licht. Schwach wurde der Widerschein auf die Erde geworfen, erreichte kaum das Ende der Einfahrt. Marina fand sich in einem Hof wieder. Ziemlich eng, mehr ein Geviert. Drei Seiten wurden von den Rückseiten der altersschwachen Häuser begrenzt, die vierte Seite jedoch, auf die Marina schaute, versprach Rettung. Sie erkannte eine blasse rote Leuchtschrift.

SHOCKING PALACE. Ein Lokal, eine Kneipe! dachte Marina.

Aber geschlossen.

Das junge Mädchen erkannte es an den Fenstern. Rollos verdeckten die Scheiben.

Sie lief trotzdem los. Vielleicht war noch jemand drinnen, der ihr helfen konnte.

Marina lief bis dicht an das linke Fenster. Das Rollo war nicht ganz dicht geschlossen. Marina preßte ihre Stirn gegen die schmutzige Scheibe und versuchte, im Inneren des SHOCKING PALACE etwas zu erkennen.

Inzwischen hatte der Zuhälter ebenfalls die Einfahrt erreicht. Er grinste, als er daran dachte, daß die kleine Blonde nun doch in der Falle saß.

In der rechten Hand des Kerls blitzte die Klinge eines Messers. Beidseitig geschliffen und höllisch gefährlich.

Marina war ahnungslos.

Der Zuhälter auch.

Er wußte ebenfalls nicht, was sich im Innern des Lokals abspielte.

Verzweifelt versuchte Marina Held, etwas zu erkennen. Sie hatte den Staub von der Scheibe gewischt, und als sich ihre Augen an das trübe Schummerlicht gewöhnt hatten, konnte sie immer mehr Einzelheiten, im Innern des Lokals ausmachen. Zuerst glaubte sie, ihre Fantasie spielte ihr böse Streiche. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, ihr Herz setzte ein paar Takte aus.

Alles in ihr verkrampfte sich. Und dann, bevor sie wußte, was sie tat, stieß sie einen gellenden Schrei aus, mit dem sie noch mehr Unheil heraufbeschwor.

Marina Held hatte die Hölle entfesselt...

Die drei weiblichen Vampire hatten sich gestärkt. Sie waren satt. Ein seltsames Glitzern lag in ihren Augen. Sie fühlten Spannkraft und Energie in ihre Körper zurückkehren. Der, der leblos zu ihren Füßen lag, hatte sie ihnen gegeben.

Ted Willard sah aus, als wäre er nicht mehr unter den Lebenden. Zum Teil stimmte es schon, andererseits wieder nicht. Er war selbst zu einem Vampir geworden, zu einem Geschöpf der Nacht, das, um sich zu regenerieren, Blut brauchte. Er würde eingehen in den Kreislauf des Schreckens.

Noch war bei ihm nichts zu bemerken. Noch waren ihm keine Eckzähne gewachsen. Er lag auf dem Rücken, hatte die Augen geschlossen und die Arme neben dem Körper ausgebreitet.

Ted Willard war völlig blutleer. Er war nur noch eine körperliche Hülle. Besaß keine Seele mehr, und er atmete auch nicht. Und doch lebte er. Schon in den nächsten Tagen würde er sich unter der Strahlenkraft des Mondes erheben und auf Beutezug gehen. So, wie es die drei weiblichen Untoten vorgesehen hatten.

Lara, die Anführerin der Vampire, blickte ihre Schwestern an. Ein grausames Lächeln umspielte ihre Mundwinkel und ließ die Eckzähne noch häßlicher erscheinen.

„Das ist der Anfang,“ sagte sie und deutete auf den Vertreter. „Nummer eins auf unserer Liste. Bald werden es mehr und noch mehr. Und alle brauchen sie Blut. London, diese Riesenstadt, wird unter der Vampirflut ersticken. Schleichend wie Gift wird sich die schaurige Saat ausbreiten, und unser Lokal wird zum Zentrum des bösen Blutes. Das schwöre ich!“

Lara hob beide Hände und ballte sie zur Faust. Die anderen Frauen taten es ihr nach.

Mona war es, die die erste Frage stellte. „Was machen wir mit ihm?“

Lara lächelte. „Wir werden ihm schon einen Schlafplatz verschaffen,“ erwiderte sie optimistisch.

„Und wo?“ mischte sich Ginny ein. Ihre Haut war noch immer grün und die Finger zu Krallen geformt. „Unsere Keller sind belegt. Dort schlafen wir.“

„Das ist richtig.“ Lara nickte bestätigend. „Aber stehen nicht im Lokal noch Särge?“

Mona kicherte. „Du meinst...“

„Ja. Wir werden ihn in einen der Särge legen. Und kein Gast, der darauf sitzt, wird ahnen, was sich unter ihm verbirgt.“

Ginny und Mona waren von der Idee ihrer Schwestern begeistert. „Dann laßt uns keine Zeit mehr verlieren,“ sagte Ginny. „Bald soll ja alles wieder normal aussehen.“ Sie lachte.

Wenig später machten sich die drei Schwestern an die Arbeit. Gemeinsam schafften sie Ted Willard in den Barraum, der noch nicht aufgeräumt war. Zerplatzte Flaschen lagen auf dem Boden. Es roch nach Likör und Schnaps.

Lara, Ginny und Mona gehörten zu den Vampiren, die sich schon der Neuzeit angepaßt hatten. Sie konnten auch bei Tageslicht existieren, fühlten sich dann zwar schwach, aber sie gingen nicht ein. Vor allem dann nicht, wenn sie regelmäßig eine Blutaufrischung bekamen.

Und dafür trugen sie Sorge.

Sie hatten nicht nur Menschen angegriffen. Nein, Einbrüche in die Krankenhäuser hatten ihnen die dringend benötigten Reserven verschafft.

Blutkonserven!

Zwar hatte die Polizei versucht, die Einbrecher zu stellen, aber bisher war ihr das nicht gelungen. Die drei Schwestern waren zu schlau und katzengewandt. Sie entwischten immer wieder.

Ted Willard wurde von sechs Fäusten hinter dem Tresen hervorgezogen. Neben einem der als Sitzplatz dienenden Särge ließen die Schwestern den Untoten liegen.

Mona und Lara stemmten gemeinsam den Deckel hoch. Der Sarg hatte Schlösser aus Eisen, das schon Rost angesetzt hatte. Es bereitete den Vampiren einige Mühe, die Schlösser fachgerecht zu öffnen. Aber dann hatten sie es geschafft.

Um die *Leiche* in den Sarg zu legen, reichten zwei Vampire aus. Sie hoben den Vertreter hoch und wollten ihn gerade in den Sarg fallen lassen, als der Schrei aufklang.

Die Untoten hielten mitten in der Bewegung inne.

„Das war am Fenster!“ zischte Mona.

„Und die Stimme einer Frau!“ Lara war schon unterwegs. Durch einen Knopfdruck fegte das Rollo hoch.

„Verdammt!“ keuchte Lara, „eine Zeugin! Los, die packen wir uns!“

Marina Held sah, wie das Rollo hochfuhr. Innerhalb von zwei Sekunden war es oben, und dann starrte die junge Deutsche in das Gesicht der Untoten.

Augenblicklich packte sie das Grauen. Nur die Scheibe trennte sie von dem schrecklichen Gesicht mit den beiden spitzen Vampirzähnen, die so weit aus dem Oberkiefer ragten, daß sie mit ihren Enden schon die Unterlippe berührten. Mari-

na sah das dämonische Funkeln in den Augen, und plötzlich war das Gesicht verschwunden: Marina Held fuhr zurück.

War alles nur ein Spuk? Eine Einbildung vielleicht?

Da hörte sie das Kichern.

Hinter ihrem Rücken.

Marina wirbelte herum.

Sie schrie, als sie das Messer in der Hand des Zuhälters funkeln sah. Der Kerl hatte die Zähne gefletscht. Er machte auf Marina den Eindruck eines sprunghaftesten Raubtieres.

„Hab ich dich endlich, Puppe!“ Ein gleitender Schritt brachte ihn dicht vor die schreckensstarre Marina Held. Die Stahlklinge tanzte vor ihren Augen.

„Und jetzt gehen wir gemeinsam wieder zurück,“ sagte der Zuhälter. „Zu mir, da wirst du...“

Ratschend fuhr das Rollo vor der Tür hoch. Der Zuhälter wurde abgelenkt. Unwillig runzelte er die Stirn. Dann blieb ihm der Mund vor Überraschung offenstehen.

„Das... das gibt es doch nicht,“ flüsterte er.

Der Zuhälter hatte Lara gesehen. Ein Windstoß teilte den Umhang und ließ erkennen, daß Lara unter ihrem Gewand nackt war.

Die Augen des Mannes quollen fast aus den Höhlen. Vergessen war Marina. Jetzt wollte er die andere.

Der Kerl sah nur den Körper, nicht das Gesicht. Das war sein Fehler.

Er stürzte an Marina vorbei, die auf einmal wieder klar denken konnte und losrannte. Egal wohin—nur weg.

„Hallo, Süße,“ sagte der Zuhälter, „wir kennen uns ja gar nicht.“ Seine Überraschung wurde noch größer, als er hinter der Schwarzhaarigen eine Blondine auftauchen sah.

„Da muß ein Nest sein!2 keuchte er. »Laßt mich rein in euer Nest!«

Er wollte Lara packen, sie an sich ziehen, doch fünf Fingernägel zogen eine blutige Spur durch sein Gesicht.

„Verdammt!“ Der Zuhälter taumelte zurück. Mit dem Handrücken wischte er sich das Blut von der Haut. „Du Miststück. Warte, ich werde dich...“

Er überhörte das Fauchen und achtete auch nicht auf die blonde Mona, die von der Seite kam. Wild stürmte er auf Lara zu. Die Hand mit dem Messer hatte er zum Stoß erhoben.

Die Klinge fuhr herab, traf Lara in Höhe der Brust. Im gleichen Augenblick spürte der Mann zwei Hände an seiner Schulter. Hände, die wie eiserne Klammern zupackten und ihn zurückrissen.

Er stürzte.

Im Fallen ließ er den Griff des Messers los und bekam noch mit, daß es im Körper der Frau steckte. Er wußte nicht, daß es ihr keinen Schaden zufügen konnte.

Hart prallte er auf den Boden auf. Für einen Sekundenbruchteil tanzten Sterne vor seinen Augen. Er wollte sich zur Seite rollen, doch Mona warf sich wuchtig auf ihn und machte ihn bewegungsunfähig.

Weit hatte sie den Mund geöffnet. Ihre Zähne blitzten.

Und als dem Zuhälter die Erkenntnis kam, daß er es hier mit Vampiren zu tun hatte, da war es schon zu spät.

Die Zähne bohrten sich in seinen Hals.

Der Zuhälter fühlte einen seltsamen Schwindel: Immer schneller drehte er sich, immer schneller...

Die drei Frauen hätten ihr zweites Opfer.

Sie schleiften den Zuhälter in das Innere des Lokals. Dort geschah mit ihm das, was auch schon mit Ted Willard passiert war.

Ginny kicherte und wischte sich über die Lippen. „Wir haben noch einen zweiten Sarg,“ sagte sie.

„Ja, es werden immer mehr,“ erwiderte Mona. Dann sah sie Ginny an. „Du veränderst dich wieder, Liebling.“

„Tatsächlich?“

„Ja, deine Haut wird wieder normal.“

Ginny lachte. Sie begann zu tanzen und führte dabei groteske Sprünge durch. „Das ist das Blut! Sein Blut... es macht mich...“

„Haltet den Mund!“ schrie Lara.

Ginny verstummte, und auch Mona wagte nichts zu sagen.

Lara blickte ihre Schwestern kalt an. „Wo ist die andere?“

„Wer?“ hauchte Mona.

„Frag nicht so dämlich. Dieses Mädchen?“

„Weg,“ erwiderte Ginny mit leiser Stimme.

„Das habe ich geahnt!“ flüsterte Lara. „Jetzt weiß jemand, was hier los ist. Wir müssen dieses Mädchen finden, und wenn wir ganz London auf den Kopf stellen! Ist das klar?“

Mona und Ginny nickten.

Marina Held rannte!

Die Angst peitschte sie voran. Das junge Mädchen sprintete den Weg zurück. Ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Die dicken Sohlen der Turnschuhe schluckten jedes Geräusch. Fast lautlos jagte sie der Straße entgegen.

Es kümmerte sie nicht, was hinter ihr geschah. Ihr war das Schicksal des Zuhälters egal. Mochten die Frauen mit ihm machen, was sie wollten.

Marina erreichte die schmale Straße. Instinktiv wandte sie sich nach links, lief an der Plakatsäule vorbei und drehte erst jetzt kurz den Kopf.

Nichts. Kein Verfolger saß ihr im Nacken.

Marina atmete auf. Sie lief langsamer. Obwohl sie sportlich durchtrainiert war, arbeiteten ihre Lungen wie Blasebälge. Der Lauf und die Angst hatten ihr arg zugesetzt.

Die Gedanken überschlugen sich. Was war eigentlich geschehen? Sie hatte einen Vampir gesehen. Einen weiblichen sogar. Und sie hatte gesehen, wie zwei andere Vampire einen Mann in einen Sarg hieven wollten, Spaß? Ernst? Gab es überhaupt Vampire?

Marina wußte es nicht. Sie ahnte nur, daß etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen und sie unter Umständen Zeugin eines Verbrechens geworden war.

Sie mußte das Verbrechen melden.

Der Polizei?

Marina dachte nach. Und plötzlich fiel ihr ein Name ein, der sie schon in ihrer Kindheit immer fasziniert hatte.

Scotland Yard!

New Scotland Yard wurde die Organisation heute genannt. Aber immer noch mit dem Mythos der Unbestechlichkeit und der Superaufklärungsquote behaftet.

Scotland Yard! Der Gedanke elektrisierte Marina. Doch dann kam die Ernüchterung. Würde man ihr überhaupt glauben? Ihr, einer zwanzigjährigen Deutschen, die zum erstenmal nach London gekommen war und sich direkt in ein haarsträubendes und unglaubliches Abenteuer stürzte?

Wohl kaum. Aber Marina wollte trotzdem zum Yard.

Und zwar morgen früh. Das hieß, heute, denn als Marina Held auf ihre Uhr blickte, stellte sie fest, daß es schon fast eine Stunde nach Mitternacht war.

Marina ging weiter. Und diesmal war ihr das Glück sogar hold. Sie erreichte irgendwann eine belebte Straße, auf der auch Taxis entlangfuhren.

Einen Wagen konnte sie sich schnappen.

Marina gab die Adresse in der Berners Street an.

Der Fahrer schien seinen brummigen Tag zu haben. Murrend drehte er sich um und meinte: „Ist ja keine lohnende Fuhre. Aber ich will mal nicht so sein.“

Marina hatte schon davon gehört, daß manche Taxidriver in London unfreundlich sein sollen, aber daß sie so sauer sein konnten, damit hatte sie nie gerechnet.

Die Fahrt dauerte nicht länger als fünf Minuten. Dann stoppte das Taxi genau vor dem Haus.

„So, da wären wir,“ sagte der Driver und nannte die Fahrsumme.

Marina zahlte. Sie legte auch noch ein kleines Trinkgeld darauf, was dem Fahrer ein Griesen entlockte.

„Nichts für ungut, Miß,“ sagte er.

Marina Held lächelte. Das kleine Gartentor war zu. Hinter ihr fuhr der Wagen ab. Durch den Vorgarten ging die junge Deutsche auf das Haus zu.

Hinter den Fenstern der Sanderschen Wohnung brannte noch Licht. Marina sah die Schatten des Ehepaares. Mr. und Mrs. Sanders liefen unruhig hin und her. Verständlich, daß sie nervös waren.

Marina klingelte. Sofort wurde geöffnet.

Mrs. Sanders kam ihr schon im Flur entgegen. „Mein Gott,“ rief sie, „da sind Sie ja endlich. Wir haben uns schon die größten Sorgen gemacht.“

Sie schloß Marina in die Arme wie ein lang vermißtes Kind. Sanders stand an der Tür. Er trug bereits einen Schlafanzug. Die gestreiften Hosenbeine schauten unter dem Bademantel hervor.

Marina wollte sofort auf ihr Zimmer, doch Mrs. Sanders ließ sie nicht gehen.

„Wo waren Sie denn nur so lange?“ fragte sie immer wieder. „Ist Ihnen auch wirklich nichts passiert?“

Marina hatte nicht vor, die volle Wahrheit zu sagen. „Ich bin durch Soho gegangen,“ erklärte sie.

„Allein?“ Lionel Sanders blieb vor Staunen fast der Mund offenstehen.

„Ja.“

„Aber was hätte da alles geschehen können,“ rief Mrs. Sanders und rang die Hände.

„Es ist aber nichts geschehen,“ erwiderte Marina. „Und jetzt bin ich wirklich müde.“

„Ja, ja, natürlich. Gehen Sie ruhig schlafen. Gute Nacht.“

Marina war schon an der Tür, als ihr noch etwas einfiel. „Eine Frage hätte ich noch. Ist es eigentlich weit von hier bis zu Scotland Yard?“

„Zu Fuß etwa eine halbe Stunde. Aber warum fragen Sie?“ wollte Mr. Sanders wissen.

Marina hob die Schultern. „Nur so, Danke. Gute Nacht.“

Marina schloß leise die Tür hinter sich. Das Ehepaar Sanders sah seinem Gast verständnislos nach. Die beiden konnten nur den Kopf schütteln.

Hinter den dicken Brillengläsern funkelten hellwache Augen. Der Mund war wie immer leidend verzogen. Zwei Hände hielten ein Wasserglas umklammert, in dem sich langsam eine Tablette auflöste. Wer den Mann nicht näher kannte, mußte ihn für einen griesgrämigen Stubenhocker halten. Aber Superintendent Powell war genau das Gegenteil. Er war John Sinclairs direkter Vorgesetzter. Und ein Stratege par excellence. Powell hatte die Gabe, von seinem Schreibtisch aus komplizierte Fälle zu lösen. Wenn es jedoch haarig wurde, dann schickte er sein As an die Horrorfront.

John Sinclair.

Johns Dienstantritt hatte mit einem Besuch bei Superintendent Powell begonnen. Lagebesprechung wurde so etwas genannt. Und immer wenn Powell etwas auf dem Herzen hatte, verzog er seinen Mund.

So wie heute.

„Sie sind auch nicht totzukriegen, wie?“ fragte er John. „Noch nicht einmal durch einen Kreuzritter.“ Dabei spielte er auf Sinclairs letzten Fall an.

Der Geisterjäger hob die Schultern und gestattete sich ein Grinsen. „Mein Schädel ist eben aus Stahl, Sir. Außerdem—was würden Sie ohne mich machen?“

„In Pension gehen, Sie Witzbold. Aber leider bin ich ja für Sie verantwortlich.“

„Sie Ärmster. Wenn ich Zeit habe, werde ich Sie bedauern.“ John zündete sich eine Zigarette an. Er blies den Rauch gegen die Decke, wo er von einem plötzlichen Luftzug durcheinandergewirbelt wurde.

Powells Sekretärin betrat das Büro. „Die Unterlagen, Sir,“ sagte sie und legte einen grünen Schnellhefter auf den Schreibtisch des Superintendenten.

John grinste und blinzelte der schon älteren Dame zu. Sie wurde rot und verließ hastig das Büro.

„Das Flirten innerhalb des Hauses wird nicht gern gesehen,“ sagte Powell tadelnd und schlug den Schnellhefter auf. „Es geht um folgendes,“ begann er mit seiner Rede. „Vor etwa drei Monaten verschwanden aus den verschiedensten Krankenhäusern hier in London Blutkonserven. Die Einbrecher gingen raffiniert vor. Nicht einmal ein Fingerabdruck blieb zurück. Und gesehen wurden sie auch nicht. Wir haben natürlich alles versucht. Krankenhäuser sind überwacht worden, aber ohne Erfolg. Die Diebe waren geschickt.“

„Und jetzt soll ich die Bande jagen?“ vermutete John.

„So ist es, mein Lieber.“

Der Oberinspektor runzelte die Stirn. „Sie wissen ja hoffentlich, daß ich einen bestimmten Job habe. Blutkonservenräuber zu jagen, liegt wohl nicht auf meiner Linie.“

Powell grinste verschmitzt. „Das würde ich nicht so ohne weiteres sagen. Es kommt nur darauf an, aus welcher Perspektive man den Fall betrachtet.“

„Und die wäre?“

Der Superintendent beugte sich vor. „Fragen wir doch einmal so. Was haben die Diebe mit den Blutkonserven vor? Wofür benötigen sie die Vorräte?“

John hob die Schultern. „Was weiß ich? Vielleicht wollen sie die Konserven verkaufen. Es gibt sicherlich Leute, die genügend dafür zahlen, das können Sie mir glauben, Sir.“

Powell nickte und nahm einen Schluck. „Das wäre eine Möglichkeit,“ gab er zu.

„Und die andere?“

Powell stellte das Glas hart auf die Schreibtischplatte. „Himmel, Sinclair, wer braucht denn noch Blut? Wer ernährt sich von dem Zeug?“

„Vampire!“

„Genau.“

„Mit anderen Worten,“ John Sinclair drückte seine Zigarette aus, „vermuten Sie in London Vampire.“

„Ja.“

„Was sagen die Kollegen der anderen Abteilungen dazu?“ wollte John wissen.

„Nichts. Ich habe mit denen darüber nicht geredet. Das Gespräch führe ich nur mit Ihnen, John. Klemmen Sie sich hinter den Fall und finden Sie heraus, ob es tatsächlich Vampire sind, die sich an die Blutkonserven herangemacht haben.“

Der Geisterjäger lächelte. „Sie scheinen gelernt zu haben, Sir,“ sagte er. „Früher war ich derjenige, der Sie auf die Fälle gestoßen hat. Heute hat...“

„Ja, ja.“ Powell winkte ab. „Sparen Sie sich Ihre Ironie, mein Lieber. Wenn sich der Fall als Fehlschuß erweisen sollte, dann trage ich die volle Verantwortung.“

John erhob sich. „Dann auf den Rohrkrepierer,“ sagte er und wandte sich der Tür zu.

„John!“ Powells Ruf stoppte den Geisterjäger.

„Ja.“

„Immer daran denken: Demut, John. Nur Demut!“

„O ja,“ erwiderte der Oberinspektor, klemmte sich den Schnellhefter unter den Arm und ging zu seinem Büro.

John Sinclair war von dem Fall nicht gerade erbaut. Er kam ihm zu sehr an den Haaren herbeigezogen vor. Aber es war ja Sommerzeit. Und in diesen Monaten suchten die Zeitungen krampfhaft nach Aufhängern, warum also nicht auch die Polizei? Man mußte für sein Gehalt ja was tun.

Die schwarzhaarige Glenda, Johns Sekretärin, war in Urlaub. Sie sonnte sich an der französischen Riviera und hatte sogar eine Ansichtskarte geschickt.

Der Geisterjäger las die Grüße, die mit rotem Kugelschreiber geschrieben worden waren, und schüttelte lächelnd den Kopf. Er wußte schon längst Bescheid. Glenda hatte sich in ihn verliebt. Doch da machte John nicht mit. Techtelmechtel innerhalb des Betriebs waren nicht nach seinem Geschmack, obwohl er einem Flirt nie abgeneigt war.

Kaffee mußte sich John an einem Automaten ziehen. Den heißen Pappbecher in beiden Händen balancierend, setzte er sich hinter den Schreibtisch und machte sich an das Studium der Akten.

Er hatte die erste Seite noch gar nicht gelesen, da summte das Telefon. Er hob den Hörer ab, und damit begann für ihn ein Fall, der ihn fast an die Grenze des Wahnsinns treiben sollte...

Marina Held hatte schlecht geschlafen. Sie war erst nach einer Stunde in einen unruhigen Schlummer gefallen und auch beim ersten Sonnenstrahl schon wieder wach.

Sie hörte jedes Geräusch im Haus. Das Rauschen der Wasserspülung, die Stimme von Mrs. Sanders, die knappen Sätze, mit denen sich Lionel Sanders verabschiedete. Er mußte zur Arbeit.

Dann hielt Marina nichts mehr im Bett.

Mrs. Sanders schaute verwundert, als sie ihren deutschen Gast schon so früh auf den Beinen sah. „Aber was ist denn mit Ihnen los, Marina? Sie können doch noch liegenbleiben.“

„Ich kann nicht mehr schlafen.“

Mrs. Sanders schaute Marina prüfend an. „Sie sehen schlecht aus, Kind. Haben Sie überhaupt ein Auge zugetan?“

„Ja, danke.“

„Dann wird es wahrscheinlich die ungewohnte Umgebung sein,“ meinte Mrs. Sanders. „Aber warten Sie ab. In ein bis zwei Tagen haben Sie sich prächtig eingewöhnt.“

„Ich hoffe es.“ Marinas Lächeln fiel nicht sehr froh aus.

Mrs. Sanders legte ihr einen Arm um die Schulter. „Aber nun werden wir erst einmal frühstücken. Der Tisch ist schon gedeckt. Ich hoffe nur, daß es Ihnen schmeckt.“

Sie hatte sich viel Mühe gegeben, aber da Marina nicht gerne Cornflakes aß, machte ihr das Frühstück keinen rechten Spaß. Selbst die Eier mit Speck konnten ihre Laune nicht heben. Lustlos schluckte sie ein paar Bissen und lächelte Mrs. Sanders hin und wieder zu. Sie überlegte, ob sie der Gastgeberin von ihrem Vorhaben etwas sagen sollte, entschied sich aber dagegen. Wahrscheinlich hätte die Frau sie ausgelacht.

Marina Held zündete sich eine Zigarette an, was Mrs. Sanders mit einem mißbilligenden Blick quittierte.

„Ich werde gleich weggehen,“ sagte Marina.

„Und wohin?“

„London ansehen!“

„Aber doch nicht wieder nach Soho,“ warnte Mrs. Sanders.

Marina stäubte die Asche ab. „Nein, diesmal nicht. Ich möchte in die City. Trafalgar Square, Big Ben, Hyde Park, Downing Street... Na, Sie wissen schon.“

„Das ist natürlich etwas anderes.“ Mrs. Sanders strahlte erleichtert. „Wollen Sie einen Bus nehmen?“

„Ja.“

„Die Haltestelle ist ganz in der Nähe. Alle zehn Minuten kommt ein Bus.“

Marina Held war nicht die einzige an der Haltestelle. Sie stellte sich an der Schlange an. Als der doppelstöckige rote Bus kam, kletterte sie über die Wendeltreppe nach oben.

Die junge Deutsche bekam die Fahrt gar nicht so recht mit. Sie war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt. Immer wieder fragte sie sich, ob es der richtige Weg war, den sie eingeschlagen hatte. Aber was sie sich einmal vorgenommen hatte, das führte sie auch durch.

Beinahe hätte sie die Haltestelle verpaßt. Sie stieg an der Victoria Street aus und ging den Rest der Strecke bis zum Scotland-Yard-Gebäude zu Fuß.

Es war schon ein imposanter Bau, den Marina zu sehen bekam. Steil stieg das Gebäude in den Sommerhimmel. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich in den unzähligen Scheiben. Die großen, gläsernen Eingangstüren waren in ständiger Bewegung.

Marina gab sich einen Ruck und ging auf den Eingang zu. Sie kam sich in der Halle ziemlich verloren vor, entdeckte aber dann die Anmeldung. Es war ein Glaskasten, in dem zwei Beamte saßen.

Freundlich wurde Marina nach ihren Wünschen gefragt.

Sie druckste herum, faßte sich aber dann ein Herz und berichtete ihre Geschichte.

Der Beamte lächelte.

Marina wurde wütend. Sie hatte es nicht gern, wenn man sie belächelte.

„Es ist aber so,“ rief sie, „glauben Sie mir.“

„Schön. Und was kann ich dann für Sie tun?“

„Mich zu einem Ihrer Beamten bringen, der sich mit dem Fall beschäftigen kann.“

„Okay,“ sagte der Polizist. „Wir werden Sie ja doch so nicht los. Ich spreche mal mit Oberinspektor Sinclair. Das ist bei uns der Mann, der... auch egal, Sie werden ihn ja kennenlernen.“

Der Mann griff zum Telefonhörer.

Der Beamte unten am Empfang war von John Sinclair schon einiges gewöhnt. Deshalb fiel er auch direkt mit der Tür ins Haus.

„Hier unten ist eine junge Dame, die angeblich Vampire gesehen hat,“ sagte er mit einer Stimme, als habe er neben sich eine Geisteskranke stehen.

„Wo hat sie die gesehen?“ erkundigte sich John.

„In einer Bar.“

„Hm.“ Der Geisterjäger überlegte blitzschnell. Noch vor wenigen Minuten hatten er und der Superintendent von Vampiren gesprochen. Und jetzt meldete sich eine Person, die behauptete, tatsächlich Untote gesehen zu haben. Ein mehr als seltsamer Zufall.

„Schicken Sie die Dame zu mir ins Büro,“ entschied John Sinclair.

Der Beamte unten atmete tief ein. „Sehr wohl, Sir.“

John legte wieder auf. Er gönnte sich eine Zigarette und nippte hin und wieder an seinem Kaffee.

Vampire in London! Die Vorstellung kreiste in seinem Kopf. Sollte da tatsächlich etwas dran sein? Das wäre schon ein Hammer. Und ein junges Mädchen wollte die Untoten gesehen haben.

John war gespannt.

Drei Minuten wurde seine Geduld auf die Probe gestellt. Dann klopfte es an die Tür.

„Come in,“ rief der Geisterjäger und stand auf.

Ein Beamter brachte die Zeugin herein. John Sinclair hatte das Gefühl, ihn träre der Schlag. Vor ihm stand seine Bekannte aus dem Flugzeug.

Aber auch sie war überrascht. Marina machte ein Gesicht, als verstehe sie die Welt nicht mehr. Ungläubig schüttelte sie den Kopf, und John erkannte, daß die Überraschung nicht gespielt war.

Der Beamte zog sich zurück.

John gewann die Fassung als erster wieder. Er lächelte. „Na, dann nehmen Sie mal Platz, Marina,“ sagte er und deutete auf den Besucherstuhl.

Doch Marina blieb stehen. „Sie... also Sie...“ Die junge Deutsche kam ins Stottern. „Sind Sie dieser Oberinspektor Sinclair?“

„In Lebensgröße.“

„Das ist vielleicht ein Ding.“ Marina schlug sich mit der flachen Hand auf den Oberschenkel.

„Da wir gerade beim Vorstellen sind,“ sagte John, „darf ich dann um Ihren vollen Namen bitten?“

„Held, Marina Held, Sir.“

John winkte ab. „Das Sir lassen wir weg, und ich werde Sie auch weiterhin Marina nennen.“

„Okay, John.“

Der Geisterjäger lachte. „So gefallen Sie mir schon besser. Wollen Sie etwas trinken?“

„Danke. Im Augenblick nicht.“

John nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und bot Zigaretten an.

„Ja, ein Stäbchen nehme ich gern,“ sagte Marina. „Nach all der Aufregung.“ Sie saugte den Rauch in die Lungen und stieß ihn durch die Nasenlöcher wieder aus. „Und ich dachte, Sie wären Beamter!“

„Bin ich auch.“

„Aber doch nicht...“ Marina schüttelte den Kopf. „Ist ja auch egal. Die Welt ist jedenfalls klein.“

„Sie haben also die Vampire gesehen, wie ich schon hörte?“

„Ja.“

„Erzählen Sie.“

Marina berichtete. Sie ließ nichts aus. Sie hatte Vertrauen zu dem hochgewachsenen blondhaarigen Mann gefaßt, auf dessen rechter Wange eine halbmondförmige Narbe prangte.

„Und dann rannte ich einfach weg,“ sagte sie zum Schluß. „Ich kam auf eine belebte Straße und habe mir ein Taxi genommen.“ Sie drückte die Zigarette aus. „Jetzt werden Sie mich wahrscheinlich für eine Spinnerin halten, aber alles stimmt, was ich Ihnen berichtet habe.“

„Ich glaube Ihnen, Marina.“

„Einfach so?“

„Sicher.“

„Aber Sie sind doch Polizist und müssen rational und realistisch denken.“

„Gerade deshalb glaube ich Ihnen. Sehen Sie, Marina, ich habe beim Yard eine Sonderfunktion. Ich beschäftige mich mit Fällen, die außerhalb unseres normalen Bereichs liegen. Ich kämpfe gegen Vampire, Dämonen und finstere Mächte. Ein wirklicher Zufall, wie ihn nur das Leben schreiben kann, hat uns zusammengebracht, und ich muß zugeben, es ist gut für uns beide.“

„Das hätte ich mir nie träumen lassen.“ Marina schüttelte immer wieder den Kopf.

„Aber nun zur Sache. Beschreiben Sie mir die Bar. Ich meine, sagen Sie mir, wo sie liegt.“

„Keine Ahnung. Ich habe mir keine Straßennamen merken können.“

„Aber Sie müssen doch ungefähr wissen, wie Sie dorthin gekommen sind.“

„Das schon.“ Marina versuchte eine Beschreibung zu geben. Sie erinnerte sich auch an manche Einzelheiten, aber die Straßennamen kannte sie nicht.

John Sinclair blieb optimistisch. „Das ist nicht tragisch, Marina. Dann werden wir beide eben losfahren und die Bar suchen.“

„Moment!“ Marina sprang plötzlich auf. „Mir ist der Name eingefallen. *Shocking Palace*.“

John hob die Schultern. „Nie gehört. Aber warten Sie, das werden wir gleich haben.“ Der Geisterjäger griff zum Telefonhörer und ließ sich die Nummer vom Gewerbeaufsichtsamt heraussuchen. Dort gab es eine Abteilung, in der man sich über die Besitzverhältnisse von Lokalen genauestens informieren konnte.

Johns Gesprächspartner bat um Geduld und versprach, zurückzurufen. John und Marina unterhielten sich in der Zwischenzeit. „Zuerst wollte ich gar nicht zur Polizei gehen, weil ich fürchtete, man würde mich auslachen. Aber jetzt...“

„Sie haben sich richtig entschieden, Marina. Niemand lacht Sie aus. Ich...“

Das Telefon läutete. Sinclair hörte zu und notierte sich einen Namen.

„Haben Sie den Besitzer?“ fragte Marina.

„Ja.“ John Sinclair blickte auf den kleinen Zettel. „Er heißt Morton Hendricks. Er wohnt allerdings nicht in Soho, sondern auf der anderen Seite der Themse, in Southwark.“

„Fahren wir hin?“ fragte Marina.

„Nein.“ John lächelte. „Ich fahre hin. Sie nicht. Es ist zu gefährlich. Sie bleiben bei Ihren Gasteltern“

„Nein. Ich möchte dabei sein. Ich habe Sie schließlich auf die Spur gebracht. Ich will ja nicht zu dem Kerl in die Wohnung. Meinetwegen kann ich im Wagen sitzenbleiben. Aber ich finde es aufregend, mit einem Oberinspektor durch London zu fahren.“

John winkte ab. „Versprechen Sie sich nicht zuviel. Marina, das kann sehr langweilig werden.“

Aber Marina ließ sich nicht abschütteln. „Darf ich nun mit? Ja oder nein?“

„Von mir aus. Aber pfuschen Sie mir um Himmels willen nicht ins Handwerk. Und Sie bleiben auch nur bei dieser einen Tour dabei. Danach werde ich Sie wieder in die Berners Street bringen.“

„Das ist mir egal,“ erwiderte Marina Held.

Die drei Vampirfrauen gingen bei ihrer Suche systematisch vor. Ginny, die so gut zeichnen konnte, daß man das Original von einer Fotografie fast nicht unterscheiden konnte, hatte auf Laras Anweisung hin ein Phantombild angefertigt. Und damit waren die Vampirinnen in Soho unterwegs.

Sie zeigten das Bild Diskothekenbesitzern, Rockern und Gammlern. Überall nur Kopfschütteln. Sie weiteten ihren Bezirk aus, gingen zu den Taxiständen und erkundigten sich auch dort.

Und bei einem hatten sie Glück.

Es war Mona, die den richtigen Fahrer fragte. Er hatte noch Dienst. Ein Kollege war ausgefallen, und der Mann wollte sich die lohnende Tagschicht nicht entgehen lassen.

Als Mona kam, aß er gerade einen Sandwich.

„Ja, die kenne ich,“ sagte er und nickte bestätigend.

Zwei Kollegen schlenderten herbei und blickten ebenfalls auf das Bild, um danach aber die blondhaarige Mona anzustarren, die bei der Hitze eine bunte, weit ausgeschnittene Bluse und einen leichten Rock trug, der einiges von ihren Beinen zeigte.

„Wo haben Sie das Mädchen gesehen?“ hakte Mona nach.

„Ich habe sie gefahren.“

„Wann?“

Der Driver spie ein Stück Wurstpelle aus. „Sagen Sie mal, schöne Maid, warum interessiert Sie das eigentlich? Was ist denn mit der Kleinen los?“

Für solche Fragen hatte Mona eine Ausrede parat. „Sie ist von zu Hause ausgerissen, und jetzt weiß ich nicht, wo sie wohnt. Ich bin ihre Schwester.“

Der Fahrer nickte. „Ach so, ja. Ich habe sie in die Berners Street gefahren. Hausnummer neunzig oder zweiundneunzig.“

„Danke,“ sagte Mona lächelnd, „Sie haben mir wirklich sehr geholfen.“

Die blondhaarige Mona sah im Moment nicht aus wie ein Vampir. Die Verwandlung begann erst abends. Tagsüber liefen die Schwestern als normale Menschen herum.

„He,“ rief einer der anderen Fahrer Mona nach. „Wie wär’s? Wollen wir nicht mal ‘ne Tour zusammen machen?“

Mona drehte sich um. Sie lächelte falsch und gurrte: „Du würdest dich wundern, Junge.“

Dann ging sie weiter. Jetzt, wo sie die Adresse hatte, konnte nichts mehr schiefgehen. Die Zeugin war reif!

Die Fahrt zur Westminster Bridge führte an geschichtsträchtigen Stätten vorbei. John steuerte den Wagen langsam zur Westminster Abbey mit dem wuchtigen Big Ben, der größten Uhr der Welt. Bevor sie auf die Brücke fuhren, zeigte John nach rechts.

„Sehen Sie aus dem Fenster, Marina. Dort liegen die Houses of Parliament, Sitz des englischen Parlaments.“

Marina nickte. Sie genoß die Fahrt in John Sinclairs silbermetallicfarbenem Bentley. John fuhr bewußt etwas langsamer, als sie die Brücke überquerten. Linker Hand erhob sich die althehrwürdige County Hall, rechts lag das St-Thomas-Hospital, aus dem auch Blutkonserven gestohlen worden waren.

Auf der Themse herrschte reger Betrieb. Schwere Containerschiffe liefen die großen Kais an, um be- und entladen zu werden. Touristenboote, hell angestrichen und fröhlich beflaggt, zerschnitten mit ihren spitzen Bugen die Wellen.

Über die York Road fuhren sie weiter, vorbei an dem großen Bahnhof, der Waterloo Station, der nur von innerbritischen Zügen angelaufen wird. Über die Stamford Street ging es weiter nach Southwark hinein.

Sie hatten jetzt ein ärmliches Viertel erreicht. Hier, südlich der Themse, wohnen meist Hafenarbeiter sowie Farbige aus Afrika oder Asien. Häufig kam es zu Spannungen, die in blutigen Gewalttaten gipfelten. Der Polizist, der in diesem Bezirk seinen Dienst tat, hatte es schwer, für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Marina Held betrachtete die schmutzigen Hausfassaden und die zahlreichen Kinder, die auf den Bürgersteigen spielten. „Hier soll ein Barbesitzer wohnen?“ meinte sie zweifelnd.

John nickte. „Kommt mir auch komisch vor,“ gab er zu. „Aber ich glaube, daß wir den Fall nicht mit normalen Maßstäben messen können.“

Die Straße, in der Morton Hendricks wohnte, war nicht auf dem normalen Stadtplan verzeichnet, so klein war sie. John mußte eine Spezialkarte zur Hand nehmen, um die Adresse zu suchen.

Er fand sie in der Nähe der Union School. Nicht mehr als eine Gasse, und leicht geschwungen.

Den Wagen ließ John am Schulhof stehen. In dieser ärmlichen Gegend wirkte der Bentley wie ein UFO am Piccadilly Circus.

Marina und er stiegen aus.

Es war sehr heiß geworden. John Sinclair trug trotzdem ein Jackett. Nicht jeder sollte sehen können, daß er mit einer Waffe herumlief. Das konnte leicht zu Komplikationen führen.

Die Menschen saßen vor den Häusern. Verhärtet aussehende Frauen mit sträh-nigen Haaren. Sie hockten da, rauchten, und starrten den Menschen nach, die an ihnen vorbeigingen. Aber auch Männer lungerten herum. Die Jugendlichen waren in der Überzahl. Sie lehnten an den Hauswänden und ließen Flaschen mit billigem Gin kreisen. Anzügliche Bemerkungen wurden John und Marina nachgeworfen.

„Kümmern Sie sich nicht darum,“ empfahl der Geisterjäger. „Das ist hier so üblich.“

Marina lachte. „Ich habe auch keine Angst. Schließlich sind Sie ja bei mir.“

„Na ja, ein Supermann bin ich auch nicht,“ dämpfte John ihren Optimismus.

An einer Straßenecke blieben sie stehen. John orientierte sich, doch Marina war es, die die Straße entdeckte. „Da links, da müssen wir hinein.“

„Wunderbar, Sie hätten Detektivin werden sollen,“ lobte John die junge Deutsche.

„Sie machen sich lustig über mich.“

„Keineswegs, kommen Sie.“

Die schmale Straße machte einen Bogen und lief in ein freies Gartengelände aus, auf dem einige Bretterbuden auf den Abbruch warteten. Das Gelände war zum Teil schon umzäunt. Große Tafeln verkündeten, daß die Stadt London eine Sanierung durchführen wollte.

Morton Hendricks wohnte so ziemlich am Ende der Straße. Ein Wagen parkte vor seinem Haus. Ein amerikanischer Packard.

Es war ein ziemlich neues Modell. Die Sonne spiegelte sich in dem grasgrünen Lack.

Das Haus, in dem Morton Hendricks wohnte, war zweistöckig. Eine Klingel gab es nicht. Der Klopfer an der Haustür war abgebrochen. John Sinclair stellte fest, daß die Tür spaltbreit offenstand.

„Die haben ja noch nicht mal Gardinen vor den Fenstern,“ sagte Marina Held verwundert.

„Das ist in dieser Gegend auch nicht nötig,“ gab John zur Antwort.

Der Geisterjäger drückte die Tür auf. „Bleiben Sie hinter mir,“ sagte er zu Marina. Das Mädchen nickte folgsam.

John betrat einen engen Hausflur, in dem es nicht nur roch, sondern schon stank. Eine Mischung aus verfaultem Unrat und abgestandenem Essen. Die Wände waren beschmiert. Eindeutige Zeichnungen und zotige Verse wechselten sich ab. Durch ein schmutziges Fenster am Ende des Flurs fiel etwas Licht.

Eine Wohnungstür wurde aufgedrückt. Das Gesicht eines bärtigen Mannes tauchte auf. Ehe der Typ sich zurückziehen konnte, war John bei ihm.

„Moment mal, Mister!“

Der Mann kniff mißtrauisch die Augen zusammen. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch etwas sehen konnte. Whiskyatem schlug dem Geisterjäger entgegen.

„Wir wollen zu Morton Hendricks,“ sagte Sinclair, „wo können wir ihn finden?“

„Oben!“

Ein Knall, und die Tür war zu.

„Nicht sehr freundlich, die Mieter hier,“ meinte Marina.

John hob die Schultern. „Sie werden ihre Gründe haben!“

Die Treppe sah nicht sehr vertrauenerweckend aus, aber John und Marina blieb keine andere Möglichkeit, in die erste Etage zu gelangen.

Dann hörten sie die Stimmen. Männerstimmen. Sie mußten aus Hendricks Wohnung kommen. Aus der Unterhaltung ging hervor, daß es sich nicht gerade um eine gemütliche Bierrunde handelte.

Ein Schlag klatschte.

Stöhnen, ein Schrei.

John preßte die Lippen zusammen. Er kannte diese Geräusche. Dort oben wurde jemand zusammengeschlagen.

Der Oberinspektor ging schneller. Hendricks Wohnungstür stand offen. Der Besucher kam erst gar nicht in eine Diele, sondern gelangte in einen schmutzigen Raum, der mit allerlei Gerumpel vom Trödlermarkt vollgestellt war.

Zwei Männer wandten John ihre Rücken zu. Er sah die breiten Schultern und die Muskelpakete unter den Hemden und wußte sofort, mit wem er es zu tun hatte.

Diese Kerle waren Schläger.

Ein dritter Mann lag auf dem Boden. Direkt unter dem Fenster mit der schmutzigen Scheibe. Der Mann—sicher war es Morton Hendricks—stöhnte. Er hatte schon einige harte Schläge einstecken müssen.

John bedeutete Marina Held, zurückzubleiben. Das Mädchen verstand und ging vorsichtig drei Schritte rückwärts. Es war blaß geworden.

Gerade holte einer der beiden Kerle zu einem Tritt aus: Hendricks schrie schon im voraus auf. „Nicht,“ rief er, „ich zahle ja, ich treibe das Geld auf, aber nicht schlagen! Bitte!“

Der Kerl lachte tückisch.

Und in sein Lachen mischte sich Johns Stimme.

„Guten Tag,“ sagte der Geisterjäger.

Die Worte wirkten wie eine Bombe. Die beiden Schläger standen erst zwei Sekunden lang unbeweglich, so als lauschten sie den Worten nach, dann aber kreiselten sie herum.

John Sinclair stand einen Schritt von dem Türrechteck. Die Arme hatte er locker an beiden Seiten herabhängen.

Die Schläger sahen, daß sie es nur mit einem Gegner zu tun hatten und grinsten.

Es waren Zwillinge. Beide hatten sie dunkles Haar, das glatt nach hinten gekämmt war. Die Hände waren groß wie Bratpfannen, und die Dicke der Arme konnte man schon mit kleinen Baumstämmen vergleichen.

„Hau ab, du Pinscher,“ sagte der linkeder beiden Schläger, „sonst machen wir Hackfleisch aus dir und treten dich in einen Eimer.“

„Sorry,“ antwortete John gelassen, „aber ich habe mit Mr. Hendricks zu reden.“

„Gehen Sie lieber!“ stöhnte Hendricks vom Boden her, „die machen keine Scherze.“

John wurde es zu bunt. „Ich auch nicht,“ erwiderte er scharf. „Schätze, meine Kollegen vom Revier werden sich bestimmt für euch interessieren.“

Die beiden Schläger hörten John nicht zu. Der linke von ihnen walzte vor. Die Fußbodendielen vibrierten unter seinen Schritten. Seine Rechte kam mit der Wucht eines Dampfhammers. Aber es war ein viel zu weit hervorgeholter Schlag.

John stoppte ihn mit einem gezielten Karatehieb.

Es war ein Schlag, den nur wenige beherrschten. Das Muskelpaket hatte ihn voll nehmen müssen, verdrehte die Augen, begann plötzlich zu zittern und fiel um wie ein nasser Sack.

John hatte bewußt so reagiert. Er konnte sich auf keine ausgiebige Schlägerei einlassen. Dabei hätte er wahrscheinlich den kürzeren gezogen. Bei solchen Typen mußte man hart und konsequent sein.

Schläger Nummer zwei lief rot an vor Wut. Dann holte er einen Totschläger hervor. Es war ein Bleirohr, mit dem man einem Elefanten den Schädel einschlagen konnte.

John hatte keine Lust, mit einem Dickhäuter verwechselt zu werden.

„Jetzt bist du dran,“ versprach der Schläger.

In der nächsten Sekunde blickte er in die Mündung einer Beretta. John hatte die Waffe blitzschnell gezogen.

„Tatsächlich?“ fragte er sanft.

Der Schläger blieb stehen. Sein Blick schien sich an der Beretta-Mündung festzusaugen.

„Umdrehen,“ befahl John.

Der Typ zögerte.

„Mach schon, verdammt!“

Da schwang der Schläger herum. Tapsig wie ein Bär.

Mit zwei langen Schritten stand der Geisterjäger hinter dem Kerl. Er befand sich noch in der Drehung, als John Sinclair zuschlug. Genau dosiert krachte der Waf-fenlauf gegen die Schläfe des Schlägers, der daraufhin die Augen verdrehte und sich schlafen legte. Wieder dröhnte es, als der Körper auf den Boden schlug.

John Sinclair ging zur Tür und winkte Marina Held ins Zimmer. „Kommen Sie, alles klar.“

Marina bekam große Augen, als sie die Kerle erblickte.

„Ich hatte vielleicht eine Angst,“ flüsterte sie.

John lächelte beruhigend. „Halb so schlimm. Man muß den Typen nur mal zeigen, wer Herr im Haus ist. Was wollten sie eigentlich von Ihnen, Mr. Hendricks?“

Morton Hendricks hockte noch am Boden. Er hatte sich jetzt etwas aufgerichtet und seinen Rücken gegen die schmutzige Wand gelehnt. Die Hände hielt er auf den Leib gepreßt.

John sah sich den Mann an. Hendricks war ein Wrack. Gezeichnet und ausgeblutet vom Alkohol. Sein Gesicht war hager, die Augen lagen tief in den Höhlen. Sie hatten einen fiebrigen Glanz. Die Kleidung schlotterte an seinem Körper. Alte Hosenträger hielten die schmutzige Cordhose.

„Sie... sie wollten Geld,“ sagte Hendricks.

„Und wofür?“

„Ich hatte mir mal was geliehen. Zehn Pfund. Fünfzehn sollte ich zurückzahlen.“

„Wo haben Sie sich das Geld geliehen?“

„Bei einem Verleiher.“

„Also Wucherer.“

Hendricks senkte den Kopf. „Was soll man machen? Ich bin ein armes Schwein und auf jeden Penny angewiesen.“

„Immerhin sind Sie Barbesitzer,“ sagte John Sinclair.

Hendricks winkte ab. „Nein, nein, Mister. Nee, das schminken Sie sich mal ab.“

„Wieso? Gehört Ihnen die Bar nicht?“

„Mir?“ Morton Hendricks tippte sich gegen die Brust und kicherte hohl. Dann hustete er trocken. „Mist,“ keuchte er. „Irgendwann kriege ich noch die Schwindsucht. Wissen Sie, Mister, das mit der Bar war so. Da kam eines Tages 'ne Puppe zu mir. Das heißt, ich habe sie getroffen. Im Regent Park. Ich saß dort auf einer Bank und ließ mich von der Sonne bescheinen. Wieso die Puppe mich ausgesucht hat, weiß ich nicht. Ist aber egal. Sie kam also an.“ Hendricks hob den Kopf. Dann deutete er auf eine wacklige Kommode. „Da ist noch eine Flasche drin“, sagte er. „Geben Sie mir die.“

Marina zog die Tür der Kommode auf und holte eine Ginflasche heraus.

Marina warf dem Mann die Flasche zu. Er fing sie geschickt und routiniert auf. Den Korken zog er mit den Zähnen aus der Öffnung. Dann ließ er den billigen Gin in seine Kehle gluckern. „Auch einen Schluck?“ fragte er.

Der Oberinspektor schüttelte den Kopf.

Hendricks nickte. „Ich weiß, ihr seid zu fein dafür.“

„Das hat damit nichts zu tun,“ erwiderte der Geisterjäger. „Aber ich bin im Dienst.“

Hendricks lachte. „Ja, ihr Bullen seid genau.“

„Erzählen Sie weiter,“ forderte John den Mann auf.

„Ach ja, so. Wie gesagt, die Puppe kam an. Mann, Mister, die hatte ein Fahrgestell und eine Hügelandschaft unter der Bluse. Da konnte es einem ganz anders werden. Die setzte sich also zu mir auf die Bank. Ich denke noch: Na, was will die denn, da spricht sie mich schon an und rückt auch näher.“ Hendricks nahm schnell einen Schluck. „Ob ich an einem Geschäft interessiert sei, fragte sie mich. Immer, habe ich gesagt. Ich dachte nämlich, ich könnte mit ihr einen drauf machen. Nichts. Sie wedelte mit einer Zehn-Pfund-Note. Auch davon bekam ich glän-

zende Augen. Ich fragte, was ich dafür tun sollte. Sie wollte nur meinen Namen haben, mehr nicht. Ich war einverstanden. Die Puppe kaufte mir sogar noch neue Kleider und spendierte ein Bad, aber mehr war nicht. So ein Mist. Wir sind danach zu einer Verwaltungsstelle gegangen, ich habe irgendwelche Papiere unterschrieben und dann war ich plötzlich Barbesitzer. Ich weiß nicht mal mehr, wie das Ding heißt. Ehrlich.“

„Den Namen der Frau kennen Sie auch nicht?“ erkundigte sich John Sinclair.

„Doch. Ich habe zu ihr immer Lara gesagt. Komischer Name—nicht? Wie in diesem Liebesfilm da vor einigen Jahren. Love Story—oder?“

„Ja, ja.“ John rieb sich nachdenklich das Kinn. „Den Nachnamen wissen Sie nicht?“

„Nein.“

„Kennen Sie denn die Straße, in der die Bar liegt, die Sie gekauft haben?“

„Nein.“ Hendricks lachte. „Warum auch? Mich interessiert das nicht. Ich bin froh, wenn ich eine neue Ginflasche bekomme. Und das einmal am Tag.“

„Wie lange wollen Sie eigentlich noch leben?“ fragte John.

Morton Hendricks senkte den Kopf. Er zog die Nase hoch und fragte mit kratziger Stimme: „Was geschieht denn mit den beiden Kerlen da?“

„Die werde ich abholen lassen. Ich rufe sofort das nächste Revier an.“

„Aber hier ist kein Telefon.“

„In meinem Wagen.“

John Sinclair verließ das muffige Haus. Marina ging mit ihm. Und auch Hendricks kam hinter ihnen hergehumpelt. Die Ginflasche hielt er krampfhaft fest.

„Ich bleib auch nicht bei denen. Wer weiß, was die mit mir machen, wenn sie wieder aufwachen.“

Noch bevor sie Johns Bentley erreicht hatten, trafen sie auf halber Strecke einen Bobby.

John wies sich aus, erklärte die Lage, und der Bobby strahlte.

„Sie stellen sich als Zeuge zur Verfügung, Sir?“ fragte er den Oberinspektor.

„Selbstverständlich.“

„Dann können wir diesen miesen Kredithai endlich packen. Ich werde sofort alles in die Wege leiten.“

Der Bobby eilte davon.

John holte trotzdem seinen Bentley.

„Mensch, das ist ein Ding,“ sagte Marina, als sie sich anschnallte. „Wie Sie mit den beiden Kerlen fertig geworden sind. Einfach super.“

„Halb so wild.“

Als John den schweren Bentley vor Hendricks Haus stoppte, waren die Polizisten schon da. Soeben wurde der erste Schläger aus dem Haus getragen. Er war noch immer bewußtlos.

John versprach, bei Gelegenheit ein Protokoll zu unterschreiben und seine Zeugenaussage zu machen und fuhr dann wieder ab.

„So,“ sagte er, „nun setze ich Sie bei Ihren Gasteltern ab. Das andere mache ich allein.“

Marina verzog das Gesicht. „Schade,“ seufzte sie.

John lächelte. „That’s life,“ meinte er und gab Gas.

Mrs. Clara Sanders fühlte sich nicht wohl in ihrer Haut. Einerseits hatte sie sich auf ihren deutschen Gast gefreut, andererseits wiederum war diese Marina Held doch ein ziemlich eigenwilliges Mädchen. Sie ging ihre eigenen Wege und kümmerte sich nicht um die Ratschläge der Älteren.

Helen, die ja leider im Krankenhaus lag, war da anders. Sie fühlte sich zu Hause geborgen und trieb sich nicht stundenlang in der Stadt herum.

Clara Sanders ließ Wasser in den Durchlauferhitzer laufen. Mrs. Sanders hatte noch Zeit, bis das Wasser heiß war. Sie trank eine Tasse Tee, rückte ein paar Deckchen gerade, fuhr mit dem Staubtuch über eine Kommode und hielt inne, als es klingelte.

Das wird der Postbote sein, dachte sie und öffnete.

Er war es in der Tat.

„Eine Ansichtskarte,“ rief er und schwenkte den bunten Gruß in der Hand.

Mrs. Sanders nahm sie entgegen.

„Wer hat denn geschrieben,“ erkundigte sich der Briefträger. Er gehörte in diesem Bezirk praktisch schon zur Familie. Seit über zwanzig Jahren trug er die Post aus, kannte jeden seiner Kunden vom Ansehen und wußte Bescheid über ihre kleinen und großen Sorgen.

„Meine Nichte,“ sagte Mrs. Sanders, „sie macht zur Zeit an der Küste Urlaub.“

„Die Glückliche,“ erwiderte der Briefträger und wollte wieder gehen. Plötzlich fiel ihm noch etwas ein. „Mrs. Sanders,“ rief er.

Clara Sanders, die schon halb in ihrer Wohnung war, drehte sich um. „Ja?“

„Da draußen hat mich eine Frau angesprochen.“

Clara Sanders runzelte die Stirn und kam näher. „Was für eine Frau?“

„Eine junge. Sie suchte jemanden.“

„Hat sie auch gesagt, wen?“

„Nein, den Namen wußte sie nicht.“ Der Briefträger warf sich seine große Umhängetasche wieder über die Schulter. „Aber sie hat das Mädchen beschrieben.“

„Wie soll sie denn ausgesehen haben?“

„Na ja,“ der Postbote hob die Schultern. „Blond, mittelgroß, hübsch, hatte Hosen an...“

„Das könnte Marina gewesen sein,“ sagte Mrs. Sanders.

„Müßte ich die kennen?“

„Marina Held. Ich habe Ihnen doch davon erzählt. Unser deutscher Feriengast.“

Der Postbote schlug sich gegen die Stirn. „Ach so, ja, stimmt. Daran habe ich gar nicht gedacht. Ja, man wird alt und vergeßlich. Aber fragen Sie die Frau doch am besten selbst, Mrs. Sanders. Die ist ja noch da draußen.“

Clara Sanders blickte durch die halb offenstehende Haustür. Sie sah eine schwarzhaarige Frau, die jetzt über den Plattenweg kam und der Tür entgegenstrebte.

„Tolle Puppe,“ murmelte der Postbote.

„Aber Mr. Myers, ich bitte Sie...“ Mrs. Sanders tat entrüstet.

Der Postbote grinste. „Dann viel Vergnügen. Mrs. Sanders. Ich muß weiter.“ Er machte der schwarzhaarigen Frau Platz, damit sie vorbeigehen konnte, drehte sich dann noch einmal um und verzog anerkennend die Mundwinkel.

Die schwarzhaarige Fremde blieb dicht vor Mrs. Sanders stehen.

Clara Sanders schätzte sie innerhalb von Sekunden ein. Sie sah gut aus, das mußte man neidlos anerkennen. Langes schwarzes Haar, dunkle Augen. Sie trug eine schwarze Bluse und eine schwarze Hose. Und das bei dem Sommerwetter. Und noch eins fiel Mrs. Sanders ins Auge. Das Gesicht, überhaupt die ganze Haut, die zu sehen war, kam ihr seltsam bleich vor. Wie stockiger Schnee, dachte sie.

„Sie wünschen?“ fragte Clara Sanders.

Die Frau lächelte. Dabei verzogen sich ihre blassen Lippen ein wenig in die Breite. „Vielleicht können Sie mir helfen, Mrs. Sanders. Ich habe da nämlich ein Problem...“

„Ja...?“

„Können wir das nicht in Ihrer Wohnung besprechen, Mrs. Sanders?“

Clara Sanders dachte an ihr Wasser, das bald heiß sein mußte, und war einverstanden. „Ja, dann kommen Sie mal mit, Miß...“

„Lara, ich heiße Lara.“

Seltsamer Name, dachte Mrs. Sanders, enthielt sich aber eines Kommentars.

Das Wasser war schon heiß. Es sprudelte bereits. Mrs. Sanders stellte den Durchlauferhitzer ab, putzte sich die Hände an ihrer Schürze sauber und wandte sich ihrem Besucher zu.

Lara hatte Platz genommen. Mit übergeschlagenen Beinen saß sie auf dem Küchensstuhl.

Mrs. Sanders setzte sich ihr gegenüber hin. Sie öffnete die beiden obersten Knöpfe ihres Hauskleides. Dabei lag jetzt ihr Hals frei, und Lara sah die Umrisse der Adern unter der Haut. Augenblicklich erwachte in ihr die Blutgier! Nur mühsam konnte sie sich beherrschen. Der lange Weg bis hierher hatte sie ausgelaugt. Und das Sonnenlicht hatte ihr auch zugesetzt.

Mrs. Sanders merkte davon nichts. „Worum geht es also, Miß Lara?“ fragte sie.

Die Untote hatte das gezeichnete Bild mit. Jetzt holte sie es hervor und schob es über den Tisch. „Kennen Sie dieses Mädchen, Mrs. Sanders?“

Clara Sanders setzte sich eine Brille auf und betrachtete die Zeichnung. „Sicher kenne ich das junge Mädchen,“ erwiderte sie. „Es ist unser Gast, Marina Held heißt sie. Ein nettes Ding.“

Die Vampirfrau steckte das Bild wieder ein. „Und wo kann ich Miß Held finden?“

Mrs. Sanders hob die Schultern. „Keine Ahnung. Sie wollte weggehen, das heißt, sie ist weggegangen. Aber wohin, das weiß ich nicht. Tut mir leid.“

„Hat sie keine Andeutung gemacht?“ bohrte Lara weiter. „Es ist wichtig für mich, müssen Sie wissen.“

Mrs. Sanders schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht. Warum ist das für Sie wichtig? Hat Marina etwas ausgefressen?“

Natürlich hatte Lara für solche Fragen die passende Antwort parat. „Ja, da ist in der vergangenen Nacht eine dumme Sache passiert,“ sagte sie.

„In der letzten Nacht?“ hauchte Mrs. Sanders.

„Ja.“

„Das habe ich mir doch gleich gedacht. Als Marina zurückkam, war sie so komisch. Irgendwie erschreckt. Sie hat auch kaum mit meinem Mann und mir gesprochen. Was hat sie denn nur angestellt?“

Lara druckste herum. Sie war wirklich eine ausgezeichnete Schauspielerin. !Es ist mir ja etwas peinlich, doch ich muß es Ihnen leider sagen, auch wenn Marina Ihr Gast ist. Sie hat sich in unverschämter Weise an meinen Verlobten herangemacht. Es war in einer Discothek in Soho, wie gesagt, es war peinlich. Jetzt wollte ich sie eigentlich aufsuchen, um sie zur Rede zu stellen. Von Frau zu Frau, wissen Sie.!

Mrs. Sanders nickte verständnisvoll.

Lara fuhr fort. „Die Adresse habe ich von meinem Verlobten. Marina hat sich nicht geschämt, ihn einzuladen.“

Clara Sanders schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Das ist doch die Höhe.“

„Eben.“

Die gute Mrs. Sanders war völlig überrascht. „Nie hätte ich so etwas von Marina angenommen. Ich kenne sie zwar nicht genau, aber daß sie so mannstoll ist, wer hätte das gedacht. Da sieht man wieder, wie man sich doch in einem Menschen täuschen kann. Wollen Sie denn auf sie warten, Miß Lara?“

„Eigentlich schon.“ Lara senkte den Blick. „Hat sie wirklich keine Andeutung gemacht, wo sie hingegangen ist?“

„Nein. Oder doch? Lassen Sie mich überlegen.“ Mrs. Sanders legte den Mittelfinger der linken Hand gegen ihren Nasenrücken. „Da war doch was,“ murmelte sie, „jetzt wo ich genauer darüber nachdenke, fällt es mir wieder ein. Als sie in der vergangenen Nacht gekommen ist, hat sie eine seltsame Frage gestellt. Sie hat mich nach Scotland Yard erkundigt.“

Lara ruckte hoch. „Wonach?“

„Nach Scotland Yard. Vielleicht ist sie sogar hingegangen. Die haben für Touristen ja Besichtigungstouren eingerichtet. Vielleicht hat sie an einem Rundgang teilgenommen.“

„Wann sie zurückkommt, das hat sie nicht erwähnt—oder?“

„Nein. Aber wollen Sie warten?“

„Das wäre gar nicht so schlecht.“

Mrs. Sanders lächelte. „Das freut mich. Dann habe auch ich ein wenig Unterhaltung. Warten Sie, ich hole uns nur etwas zu trinken. Sie mögen doch einen Schluck?“

„Ja, bitte.“

„ch habe noch einen Selbstgebrannten Aprikosenlikör. Der ist phantastisch.“ Mrs. Sanders stand auf: „Ich muß ihn nur noch aus dem Wohnzimmer holen.“

Die Frau verschwand.

Lara lehnte sich zurück. Die Augen hielt sie halb geschlossen, hinter ihrer Stirn tobten die Gedanken. Wenn diese Marina wirklich zu Scotland Yard gegangen war, dann sah es böse aus. Vorausgesetzt, man glaubte ihr die Geschichte. Die meisten Beamten würden sie natürlich auslachen, aber wenn sie an John Sinclair geriet, dann wurde es Zeit, etwas zu unternehmen.

John Sinclair war auch für Lara ein Begriff. Es gab kaum ein Wesen der Finsternis, das John Sinclair nicht kannte. Und wenn er einmal die Spur aufgenommen hatte, kannte er kein Pardon mehr. Hohe und mächtige Dämonen waren schon an ihm gescheitert.

Lara merkte, wie ihr schwindlig wurde.

Der Schwächeanfall wurde nicht allein von dem Gedanken an John Sinclair ausgelöst, sondern auch von der Sonneneinwirkung. Die heißen Strahlen brannten durch die Fensterscheiben.

Die verdammte Sonne saugte Lara die Kraft aus den Gliedern. Sie brauchte Blut. Unbedingt.

Ihre Haut begann sich schon zu verändern. Sie wurde welk. Man konnte sie regelrecht kneten. Nie würde sie in diesem Zustand den Weg zurück schaffen.

Normalerweise machte ihr das Tageslicht nichts aus, wenn aber die Sonne mit der geballten Kraft des Sommers schien, dann wurde es doch kritisch.

Blut!

Nur das konnte sie noch retten.

Laras Blick wurde tückisch und verschlagen, als er sich auf die Tür richtete.

Bald mußte Mrs. Sanders zurückkommen. Und sie hatte das, was Lara benötigte.

Da kam sie schon.

Die Tür wurde aufgestoßen. Mrs. Sanders hielt die Flasche unter dem Arm geklemmt. „So,“ sagte sie, „es hat etwas länger gedauert. Ich habe die Flasche versteckt, damit mein Mann...“ Sie brach mitten im Satz ab. Ihr Blick war auf die am Tisch sitzende Lara gefallen.

Die Untote knurrte sie an.

„Was ist denn mit Ihnen?“ flüsterte Mrs. Sanders. „Sie sind so...“

Lara knurrte die schreckensstarre Frau an. Es war ein Geräusch, das ganz hinten in der Kehle entstand.

„Lara, was ist...“

Die Untote sprang auf. Hinter ihr fiel der Stuhl um.

„Lara!“ schrie Mrs. Sanders.

Die Vampirin lachte. Ihr Gesicht war eine Fratze, in der sich die Gier nach Blut widerspiegelte. Sie bewegte sich fauchend auf Mrs. Sanders zu.

Erst jetzt merkte die Frau, daß sie sich in Lebensgefahr befand. Sie wollte sich herumwerfen und flüchten. Dabei rutschte ihr die Flasche aus der Armbeuge, fiel zu Boden und zerplatzte dort.

Mrs. Sanders war völlig durcheinander. Sie prallte in ihrer Hast gegen den Türpfosten.

Und dann war es zu spät.

Sie hörte das Fauchen dicht an ihrem Ohr. Ihr Hilfeschrei wurde von zwei Händen erstickt, die sich um ihren Hals preßten und sie gnadenlos zu Boden drückten.

Mrs. Sanders würgte. Die Augen schienen aus den Höhlen zu treten, das Gesicht lief rot an. Verzweifelt stemmte sie sich gegen den harten Griff.

Ohne Erfolg. Die Untote war stärker.

Als sie den Mund aufriß, sah Mrs. Sanders die häßlichen Vampirzähne schon dicht vor ihren Augen. Ihr wurde schwindlig. Die Wellen der Ohnmacht kamen mit geballter Macht. Das letzte, was Mrs. Sanders noch sah, war das triumphierende Leuchten in den Augen der schönen Vampirfrau...

John Sinclair ließ den Bentley vor dem Haus Nummer zweiundneunzig in der Berners Street ausrollen.

„Da wären wir,“ sagte der Oberinspektor und drehte sich auf seinem Sitz. „Das Abenteuer ist beendet.“

„Schade.“ Marina senkte den Kopf. „Und die Bar? Ich meine, Sie werden der Spur doch sicher nachgehen, John?“

Der Geisterjäger nickte. „Worauf Sie sich verlassen können, Marina. Es ist schließlich mein Job.“

„Ja, dann...“ Marina Held öffnete die Tür. „Goodbye, John Sinclair. Aber geben Sie mir Bescheid, wenn Sie den Fall aufgeklärt haben.“

„Mach ich,“ versprach er.

Marina Held schlug die Autotür zu.

Lächelnd sah ihr John Sinclair nach, dann fuhr er wieder an.

Marina ging auf das Haus zu. Der blühende Vorgarten kam ihr auf einmal wie eine trostlose Wüste vor. Sie sah nicht die neugierigen Blicke der Nachbarn und hörte auch nicht ihr Getratsche. Die Leute wunderten sich darüber, daß Marina von einem Mann nach Hause gebracht worden war. Und dann noch in einem Bentley.

Marina Helds Gedanken waren bei John Sinclair. Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie solch einen faszinierenden Mann kennengelernt. Sie war beeindruckt von der Ruhe und der Sicherheit, die der Geisterjäger ausströmte. Eine Frau, die diesen Mann bekam, durfte sich wohl glücklich schätzen.

Aber das waren Träumereien und Wunschvorstellungen. Für sie blieb John Sinclair unerreichbar.

Marina Held legte den Zeigefinger auf den Klingelknopf. Sie hatte zwar einen Wohnungstürschlüssel, doch den hatte sie in ihrem Zimmer vergessen.

Niemand machte auf. War Mrs. Sanders nicht da?

Marina schellte noch einmal. Schon nach wenigen Sekunden brummte der Türsummer.

Marina Held betrat den kühlen Hausflur. Erst jetzt merkte sie, daß ihre Sachen am Körper klebten.

Mrs. Sanders kam ihr nicht entgegen. Sie blieb an der Wohnungstür stehen. Ihr Gesicht lag im Schatten. Sie trug noch immer die gleiche Kleidung wie am Morgen.

„Wo waren Sie?“ wurde Marina gefragt.

„Spazieren.“ Die junge Deutsche hatte keineswegs vor, die Wahrheit zu sagen. Außerdem war sie ein erwachsener Mensch und konnte tun und lassen, was sie wollte.

„Wollen Sie mir nicht antworten?“ fragte Mrs. Sanders.

„Ich habe doch schon gesagt, wo ich gewesen bin.“ Marina drückte sich an Clara Sanders vorbei und betrat die Wohnung. Augenblicklich fiel ihr auf, daß es dort dämmerig war. Kaum ein Sonnenstrahl drang durch das Fenster. Rollos waren vorgezogen. Das Zimmer lag im Halbschatten.

Hinter Marina schloß Mrs. Sanders die Tür.

„Warum ist es denn hier so dunkel?“ fragte Marina.

„Ich kann die Sonne nicht vertragen. Davon bekomme ich Kopfschmerzen.“

Marina Held betrat das Wohnzimmer. Auch hier hingen Rollos vor den beiden Fenstern. Ein süßlich-scharfer Geruch lag in der Luft. Marina machte ein paar Schritte in den Raum hinein und trat in etwas Klebriges.

„Was ist das denn?“ Sie bückte sich.

Mrs. Sanders lachte gekünstelt. „Mir ist eine Flasche mit Likör aus der Hand gerutscht. Ich habe es noch nicht ganz wegwischen können.“

Marina lächelte. „Das kann ich ja auch machen.“

„Nein, nein, mein Kind, das ist meine Sache.“ Clara Sanders nahm auf einem der altmodischen Stühle mit der geflochtenen Rückenlehne Platz.

Marina wollte sich ebenfalls setzen. Da fiel ihr auf, wie blaß ihre Gastmutter war.

„Ist Ihnen schlecht?“ fragte sie.

„Wieso?“

„Sie sind so bleich.“

„Ich fühle mich nicht besonders. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, die Sonne schafft mich.“

„Komisch.“ Marina schüttelte den Kopf. Irgend etwas hatte sich in der Wohnung verändert. Sie fühlte es, konnte aber nicht sagen, was es war. Außerdem wollte kein richtiges Gespräch aufkommen. Mrs. Sanders hatte sich ebenfalls gesetzt und sah Marina an. Ihr Blick war stechend. Marina fröstelte. Sie fühlte den kalten Schweiß auf ihrem Körper.

„Kann ich ein Bad nehmen?“ fragte sie.

„Natürlich.“

Marina Held erhob sich. Sie ging auf Mrs. Sanders zu und blieb vor ihr stehen. „Ich freue mich schon, wenn Helen aus dem Krankenhaus kommt,“ sagte sie.

Clara Sanders gab keine Antwort. Sie sah Marina nur an. Dabei hielt sie den Mund fest geschlossen.

Plötzlich faßte Clara Sanders nach Marinas Hand. „Kommen Sie, ich möchte Ihnen vorher noch etwas zeigen.“

Marina zuckte unter der Berührung zusammen. Eiskalt war die Hand. So, als wären die Adern mit Fischblut gefüllt.

Widerlich fühlte sie sich an.

Marina Held sagte jedoch nichts, sondern nickte.

Clara Sanders ging vor. Dabei ließ sie die Hand des jungen Mädchens nicht los. Sie passierten den Korridor und blieben vor einer verschlossenen Tür stehen.

„Das ist das Schlafzimmer,“ erklärte Mrs. Sanders.

„Und was soll ich da?“

Clara Sanders lächelte düster. „Sie werden es schon sehen. Lassen Sie sich überraschen.“

„Ist Helen vielleicht schon zurück?“ fragte Marina und wußte im gleichen Moment, wie lächerlich diese Frage war.

Clara Sanders schüttelte den Kopf. „Nein, das nicht.“ Sie legte die Hand auf die Klinke und öffnete die Tür. Dann schob sie Marina an sich vorbei in das Zimmer.

Auch hier Dämmerlicht. Rollos hielten die Sonnenstrahlen ab.

Marina sah ein Doppelbett, einen Kleiderschrank und—

Neben dem Bett stand eine Frau. Sie wandte Marina Held den Rücken zu.

Clara Sanders schloß die Tür. Das Geräusch durchbrach die lastende Stille.

Marina hatte plötzlich ein schreckliches Gefühl. Ihr Herz schien im Hals zu schlagen. Scharf sog sie die Luft ein. Dann spürte sie Clara Sanders Hände auf ihren Schultern. Sie wollte sie abwehren, doch sie fand einfach nicht die Kraft dazu.

Langsam—wie in einem Zeitlupenfilm—drehte sich die Gestalt am Bett um.

Marina sah die Bewegung, sah das Profil der Frau—und erstarrte. Vor ihr stand Lara, die Frau aus der Bar!

Im ersten Augenblick hatte Marina das Gefühl, einer optischen Täuschung erlegen zu sein. Sie kniff die Augen zu, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb.

Lara stand tatsächlich vor ihr. Und sie lächelte.

Wissend, teuflisch und gemein. Sie hatte dabei die Lippen verzogen, so daß Marina Held deutlich die Vampirzähne sehen konnte.

Hinter ihr begann Mrs. Sanders zu kichern. „Ja,“ flüsterte sie, „sie ist es wirklich. Du täuschst dich nicht, mein Kind. Wir haben auf dich gewartet.“

Marina wußte nicht, was sie sagen sollte. Außerdem bekam sie keinen Ton heraus. Ihre Kehle schien mit Sandpapier eingerieben zu sein. In den Knien spürte sie das berühmte Puddinggefühl.

Lara streckte die Hand aus. „Du heißt Marina, nicht?“

Die junge Deutsche wußte selbst nicht, warum sie nickte. Sie tat es einfach.

„Ein schöner Name, der zu einem schönen Mädchen paßt. Ich möchte dich gern in unserem Kreis begrüßen. Willst du?“

„Nein.“ Die Antwort war nur ein Hauch, doch Mrs. Sanders hatte sie verstanden.

„Dann wirst du gezwungen!“ zischte sie.

Marina zuckte zusammen. Blitzschnell und auch für Mrs. Sanders überraschend, drehte sie sich um. Die Hände glitten von ihren Schultern, und dann sah Marina Held ihrer Gastmutter ins Gesicht.

Das junge Mädchen erschrak bis ins Mark.

Clara Sanders war ebenfalls ein Vampir!

Sie hatte die Lippen gefletscht und präsentierte stolz ihre beiden Zähne. „Ja,“ sagte sie knurrend. „Auch ich gehöre zu Lara. Sie hat mich dazu gemacht. Und ich bin ihr dankbar. Unendlich dankbar. Das habe ich ihr schon bewiesen. Habe ich dich nicht in eine Falle gelockt, kleine Deutsche? Lara suchte dich. Du bist die einzige Zeugin, und damit du nicht redest, werden wir dich mitnehmen. Um Mitternacht wirst du im Nachtclub der Vampire dein Debüt geben. Als Blutsauger!“

Mrs. Sanders lachte gellend, als habe sie einen phantastischen Scherz gemacht. Doch nach Scherzen war Marina nicht zumute. Im Gegenteil. Die Angst kam.

Zum erstenmal spürte Marina Held, was es heißt, von Lebensangst gepackt zu werden. Sie wußte, daß sie sich in einer tödlichen Klemme befand, und daß kaum eine Chance bestand, ihr zu entinnen.

John Sinclair fiel ihr ein.

Der Mann, den sie zu schätzen gelernt hatte. Aber Sinclair war weit, und Gedankenlesen konnte er auch nicht.

Marina wußte nicht, was sie machen sollte. Ihr wurde schwindlig. Das Zimmer begann sich vor ihren Augen zu drehen, die Beine wollten nachgeben. Ihrer Kehle entrang sich ein langgestreckter Seufzer.

Mrs. Sanders bemerkte Marinas Zustand und faßte zu, ehe das junge Mädchen in die Knie sacken konnte. Mit Schwung warf Clara Marina auf das breite Doppelbett. Die alten Matratzen ächzten, als Marina darauf fiel.

Auf dem Rücken blieb sie liegen.

Lara kam um das Bett herum, blieb einen Moment neben Marina stehen und bückte sich dann zu ihr hinunter. Sie legte beide Hände um Marinas Wangen und hob den Kopf leicht an. Marina sah die häßlichen Zähne dicht vor ihren Augen schimmern.

Jetzt! Jetzt würde sie zubeißen...

In Sekundenschnelle schoß alles das durch ihren Kopf, was sie von Vampiren gehört hatte. Vampire waren Untote, die sich von Menschenblut ernährten und durch einen vorn zugespitzten Eichenpflock oder durch geweihte Silberkugeln zu töten waren. Auch Feuer vernichtete sie. Das alles wußte Marina Held aus Filmen und einschlägigen Romanen. Aber nie hätte sie gedacht, einem Vampir jemals gegenüberzustehen. Und dazu noch einem weiblichen.

Doch Lara biß nicht zu. Nein, das wollte sie sich für später aufbewahren. Statt dessen begann sie zu fragen.

„Du hast dich bei Clara nach Scotland Yard erkundigt.“

„Ja.“

„Und du warst da?“

Marina Held versuchte ein Nicken.

„Mit wem hast du dort gesprochen?“

Obwohl sich Marina in einer lebensgefährlichen Lage befand, begann ihr Verstand doch klar und präzise zu arbeiten. Die Frage nach Scotland Yard bewies, daß die Vampirfrau sich fürchtete. Kannte sie John Sinclair vielleicht?

„Ich habe mit John Sinclair gesprochen!“ erwiderte Marina Held.

Lara fuhr zurück. Sie stieß einen lästerlichen Fluch aus. In ihren Augen tobte plötzlich der Haß.

„Er weiß alles!“ rief Marina. „Alles. Ich habe es ihm erzählt. Ich habe von der Bar berichtet...“

„Sei ruhig!“ zischte Lara gefährlich leise. Dann wandte sich die Untote an Mrs. Sanders. „Stimmt das?“

„Ich weiß es nicht.“

Marina setzte sich auf. Im Augenblick wurde sie von den beiden Horrorgeschöpfen nicht beachtet. Marina schwang die Beine hoch und setzte alles auf eine Karte.

Blitzschnell ließ sie sich über das Bett rollen, sprang auf der anderen Seite zu Boden und hetzte zur Tür.

Mrs. Sanders schrie auf, stellte sich Marina in den Weg.

Ein unerhört harter Schlag fegte die Frau gegen die Wand. Dann warf sich Marina auf die Tür zu.

Das Bein sah sie zu spät. Es stand ihr genau im Weg. Marina stolperte, fiel zu Boden, und bevor sie sich noch abrollen konnte, war Lara über ihr.

Die Untote hatte die Hand zur Faust geballt. Wuchtig schlug sie damit gegen Marinas Schläfe.

Marina Held hatte das Gefühl, eine Milchstraße blitze vor ihren Augen auf. Aber nur für Bruchteile von Sekunden, dann fiel sie in den tiefen Schacht der Ohnmacht.

Mrs. Sanders löste sich von der Wand. Mit einem Aufschrei wollte sie auf das junge Mädchen stürzen, doch Laras Ruf stoppte sie.

„Das hat noch Zeit!“

Clara Sanders blieb stehen.

„Ich werde sie in die Bar schaffen,“ sagte Lara. „Ich rufe eine meiner Schwestern an, damit sie mit dem Wagen kommen kann und uns abholt. Erst in der Nacht wird Marina eine von uns.“

„Und ich?“ fragte Mrs. Sanders. „Was mache ich?“

Lara lächelte heimtückisch, als sie antwortete. „Für dich habe ich eine besondere Aufgabe vorgesehen. Du wirst dich um John Sinclair kümmern und ihn zur Strecke bringen...“

John Sinclair war froh, daß er Marina Held unbeschadet bei ihren Gasteltern abgeliefert hatte. So nett das Mädchen auch war, es war ihm doch zu sehr ein Klotz am Bein. Marina hätte sicherlich—auch ohne es zu wollen—seine Arbeit behindert.

Der Geisterjäger fuhr zurück zum Yard. Auf halbem Weg jedoch machte er kehrt und lenkte den Bentley zu seiner Wohnung. Ihm war etwas eingefallen.

John fuhr hoch in sein Appartement, nahm seinen Koffer und klappte den Deckel hoch.

Dieser Koffer war John Sinclairs wichtigstes Utensil. Dort lagen all die Waffen, die für eine erfolgreiche Dämonenbekämpfung unerlässlich waren.

Zum Beispiel die mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole. John besaß zwei davon. Falls ihm mal eine abhanden kam, stand er nicht waffenlos da. Außerdem beinhaltete der Koffer noch einen silbernen Dolch, die magische Kreide, gnostische Gemmen, geweihte Silberkreuze und eine Spezial-Druckluft-Pistole, die statt normaler Kugeln Eichenbolzen verschoß.

John wog die Druckluftpistole in der Hand. Sie war zwar etwas klobig, aber für sein Vorhaben bestens geeignet. Dann entnahm er dem Koffer ein silbernes Kreuz. Es war an einer Kette befestigt, und John hängte es sich um den Hals. Die Druckluftpistole ließ er in seiner normalen Halfter verschwinden, nachdem er die Beretta herausgenommen hatte. Die Jacke beulte zwar jetzt etwas aus, doch das störte den blondhaarigen Oberinspektor nicht.

Er verließ seine Wohnung wieder, ließ sich vom Lift nach unten tragen, enterte seinen Bentley und fuhr zu New Scotland Yard. Sein Weg führte ihn zum Archiv der Planungsabteilung.

Ein kurz vor der Pensionierung stehender Beamter empfing den Geisterjäger.

„Aha, der große Geisterkiller,“ sagte der Kollege nicht ohne Spott. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

John Sinclair seufzte. Es gab noch immer Menschen, die sich nicht an seine Arbeit gewöhnt hatten. Besonders im eigenen Hause war die Skepsis sehr groß. Außerdem drangen die meisten Fälle, die von John Sinclair gelöst wurden, nicht an die Öffentlichkeit. Die Berichte verschwanden in den Geheimschränken von Scotland Yard. Auf Publicity legte der Geisterjäger keinen Wert.

John erwiderte kühl. „Ich brauche eine detaillierte Karte von Soho.“

„Können Sie haben. Augenblick.“ Der Kollege ging nach hinten, wo die Archivschränke standen. Er zog eine riesige Schublade auf. Lautlos rollte sie ihm entgegen.

John Sinclair hatte sich inzwischen zu einem Tisch begeben und wartete dort. Es war ein großer Kartentisch und an allen vier Ecken mit kleinen Klammern versehen, mit denen die Karten festgesteckt wurden, damit sie nicht verrutschen.

Der Kollege hatte den Lageplan schnell gefunden. Er entfaltete ihn, und breitete ihn auf dem Tisch aus.

Jedes Haus war eingezeichnet und jeder Hinterhof. Von Marina Held wußte John, wohin sie sich ungefähr gewandt hatte. Er verfolgte den Weg und kam auch in das Gebiet, in dem die Bar liegen mußte. John kreiste die Fläche ein, notierte sich die Namen der Straßen und Gassen und erhob sich.

Der Archivbeamte stand neben ihm.

Er mußte zu dem Geisterjäger aufsehen. „Na, Erfolg gehabt?“ fragte er.

„Ja.“

„Gegen wen geht es denn diesmal? Ist das Monster von Loch Ness nach London gekommen, oder rennen in Soho die Werwölfe herum?“

John blickte den Mann ernst an. Dann sagte er mit geheimnisvollem Ton: „Ich habe einen sehr wichtigen Auftrag. Können Sie schweigen, mein Freund?“

„Wie ein Grab.“

„Ich auch,“ erwiderte John grinsend und ließ den Knaben stehen. Die Worte, die er nachgeschickt bekam, waren nicht eben kollegial zu nennen.

John fuhr nicht zu seinem Büro hoch, sondern stattete Superintendent Powell einen Besuch ab.

Powell aß gerade zu Mittag. Joghurt pur. Er schaute auf, als Sinclair das Büro betrat.

„Haben Sie auch schon gegessen?“ fragte er John.

„Nein. Dazu bleibt einem armen Oberinspektor keine Zeit.“

Powell hob den Blick. „Sie tun sich wohl selbst leid, wie?“

„Manchmal.“

Powell schluckte den Rest Joghurt hinunter, wischte sich dann die Finger an einer Serviette ab und fragte: „Was gibt's?“

„Ihre Theorie scheint sich zu bestätigen, Sir,“ sagte John.

Der Superintendent nickte. „Wußte ich's doch! Haben Sie schon einen Vampir gesehen?“

„Nein. Aber vieles deutet darauf hin, daß sie existieren. Und zwar sind es weibliche Untote, Vampirinnen gewissermaßen.“

Powell war beeindruckt. John las es in seinem Gesicht. „Das ist ja mal was anderes. Wo finden wir denn die niedlichen Geschöpfe?“ wollte er wissen.

„In einer Bar. *Shocking Palace* heißt der Bums.“

Powell hob die Schultern. „Nie gehört, Sie?“

„Nein.“

„Warum sind Sie denn noch nicht am Ball!“ fragte Powell. „Sie sind doch sonst immer so schnell.“

„Weil der Betrieb erst abends losgeht. Und ich möchte mir den Vampirtanz der Damen auf keinen Fall entgehen lassen. Hätten Sie nicht Lust mitzukommen Sir?“

„Danke, kein Bedarf.“

John lachte. Er klärte mit Powell noch sein weiteres Vorgehen ab und ging dann in sein Büro.

John wollte sich die Akte über den Raub der Blutkonserven noch einmal durchlesen, doch dazu kam er nicht. Abermals wurde er durch das Telefon gestört.

Der Geisterjäger meldete sich.

„Hier spricht Mrs. Sanders,“ hörte er eine Stimme. „Ich bin doch mit John Sinclair verbunden?“

„Ja. Womit kann ich Ihnen dienen?“ John versuchte verzweifelt, sich an den Namen Sanders zu erinnern. Er hatte ihn vor kurzem noch gehört, aber es fiel ihm nicht ein, in welchem Zusammenhang.

Mrs. Sanders klärte den Geisterjäger auf. „Ich bin die Gastmutter von Marina Held,“ stellte sie sich vor.

„Ah ja.“

„Ich hätte eine Bitte, Mister Sinclair.“ Die Frau zögerte.

„Ja, reden Sie.“

„Wäre es vielleicht möglich, daß Sie bei uns vorbeikommen? Marina geht es ziemlich schlecht. Sie ist praktisch von einer Minute zur anderen krank geworden und redet laufend etwas von Vampiren und ähnlichen Dingen. Außerdem will sie Sie dringend sprechen. Mir wollte sie es nicht sagen. Würden Sie mir den Gefallen tun und zu uns kommen. Mister Sinclair?“

John überlegte rasch. So ganz paßte es ihm ja nicht in den Kram. Aber vielleicht war Marina wirklich noch etwas eingefallen, das sie auch ihrer Gastmutter nicht anvertrauen konnte.

„Okay, Mrs. Sanders, ich komme. Warten sie auf mich.“

„Das ist wirklich sehr nett von Ihnen. Dann kann ich Marina also Bescheid sagen?“

„Ja.“

„Gut, dann bis gleich.“

Sie legte den Hörer auf. John Sinclair nagte nachdenklich an der Unterlippe. Komisch war es schon, daß Marina nicht selbst angerufen hatte. Ob sie wirklich so krank war?

Er mußte hin. Sofort.

John Sinclair ahnte in seinem Tatendrang nicht, daß er in eine Falle fuhr...

Zum zweitenmal an jenem Tag stoppte John Sinclair den Bentley in der Berners Street. Ganz in der Nähe der Sanderschen Wohnung fand er einen Parkplatz.

Der Geisterjäger fuhr links ran und stieg aus.

Eine Anwohnerin warf ihm einen neugierigen Blick zu. Sie hatte John Sinclair auch schon mit Marina Held gesehen. Sicher wunderte sie sich, daß der angebliche Kavalier schon wieder da war. Die Wahrheit ahnte sie nicht im entferntesten.

John Sinclair schritt auf die Haustür zu. Er sah, daß sich die Gardine im Parterre bewegte. Mrs. Sanders mußte hinter dem Fenster gewartet haben.

Bevor John die Haustür aufdrücken konnte, wurde sie schon aufgezogen. Die beiden Rocker kamen heraus.

„He, mach Platz,“ wurde John angefeht.

Der Geisterjäger trat zur Seite.

Die Rocker sahen ihre Schau gestohlen und reagierten sauer. „Feigling,“ riefen sie John Sinclair nach.

Der Oberinspektor kümmerte sich nicht darum. Er vermied Schlägereien, wenn es möglich war.

Die Wohnungstür der Sanders stand offen. John wunderte sich.

„Mrs. Sanders,“ rief er.

„Ja. Kommen Sie nur herein, Mr. Sinclair. Wir haben schon auf Sie gewartet.“

John betrat die Diele.

Sofort fiel ihm das Dämmerlicht auf. Von Mrs. Sanders sah er nur die Umrisse. Die Frau lehnte an einem Türrahmen.

John Sinclair schloß die Wohnungstür. „Können Sie hier kein Licht machen, Mrs. Sanders?“

„Nein. Marina stört das Licht. Sie sagt, daß ihre Augen schmerzen.“

John durchzuckte es wie bei einem elektrischen Schlag. Die Symptome, die Mrs. Sanders eben genannt hatte, waren typisch für das Anfangsstadium des Vampirdaseins.

Sollte Marina tatsächlich...?

Der Oberinspektor fühlte, wie sich sein Magen zusammenzog. Wenn das der Fall war, dann mußte er Marina Held töten.

Unwillkürlich tastete er nach seiner Waffe...

„Sie liegt im Schlafzimmer,“ rief Mrs. Sanders, „bitte, kommen Sie, Sir.“

Zögernd setzte sich der Geisterjäger in Bewegung. Er fühlte einen feinen Schweißfilm auf der Oberlippe. Er näherte sich der Tür. Mrs. Sanders' Gesicht lag im Schatten. Sie machte eine einladende Handbewegung.

„Dort hinein, bitte.“

John betrat das Schlafzimmer. Es war noch mehr abgedunkelt als die Diele.

Er erkannte einen Schrank, das Bett—und...

John zuckte zusammen.

Das Bett war leer.

Gefahr! signalisierte sein Hirn.

Zu spät!

Mrs. Sanders packte zu. Plötzlich lagen ihre Hände um John Sinclairs Hals. Von einer Sekunde zur anderen wurde dem Geisterjäger die Luft knapp.

Er würgte.

Hinter sich hörte er das Kreischen der Frau. Schlagartig war John klar, daß nicht Marina Held der Vampir war, sondern Mrs. Sanders. Und die wollte ihn zur Ader lassen.

Mrs. Sanders entwickelte ungeheure Kräfte. Ruckartig wurde John nach vorn gestoßen. Er schaffte es nicht einmal mehr, die Beine gegen den Fußboden zu stemmen, sondern flog auf das Bett zu. Der Geisterjäger fiel weich, doch die Kante des Bettfußendes stieß hart gegen seinen Magen.

Die Untote würgte weiter. Sie kniete auf dem Oberinspektor, hatte die Hände um seinen Hals gekrallt, keuchte, fauchte und kicherte in einem.

John versuchte verzweifelt, sich herumzuwerfen. Er schaffte es einfach nicht. Die Vampirin war stärker.

Schon begannen erste rote Kreise vor John Sinclairs Augen zu tanzen. Er wollte die Beine anziehen, um einen Buckel machen zu können, doch die Untote ließ es nicht zu. Dann warf John die Arme hoch und gleichzeitig nach hinten.

Seine Finger krallten sich in einem Haarschopf fest.

John zog. Mit aller Kraft, die noch in ihm steckte, riß er an den Haaren. Und er schaffte es. Die Untote mußte loslassen. Vom Schwung gepackt, flog die Frau über John Sinclair hinweg und landete weich am Kopfende des Bettes.

John aber sog gierig die Luft in die Lungen. Teufel, das war knapp gewesen. Eine Pause konnte er sich jedoch nicht leisten, denn das verdammte Weib war schon wieder über ihm.

Kniend kam sie zu John herübergerutscht. Ihr Gesicht war verzerrt, der Mund aufgerissen, die dolchartigen Zähne blitzten.

John Sinclair rollte sich vom Bett. Die Untote griff ins Leere.

Sofort wirbelte sie herum—und sah in die Mündung einer Pistole.

Sie erschrak, war für wenige Lidschläge nicht Herrin der Situation.

Der Geisterjäger griff zu. Wieder packte er die grauen Haare der Vampirfrau. Dann drehte er den Kopf herum, so daß die Frau ihn ansehen mußte. Dabei preßte er ihr die Mündung der Bolzenpistole gegen den Kopf.

„Du willst mich erschießen?“ kreischte die Untote. „Man kann mich nicht töten. Man...“

„Doch, man kann!“ erwiderte John Sinclair knallhart. „Diese Waffe ist mit spitzen Eichenbolzen geladen, und Sie wissen, was das bedeutet, Mrs. Sanders.“

Die Widergängerin zuckte zusammen. Sie schien kleiner zu werden. John sah, wie sich in ihre blutunterlaufenen Augen die Angst stahl.

„Ich glaube, wir werden uns jetzt mal in Ruhe unterhalten,“ sagte der Geisterjäger. Er mußte sich räuspern, denn in seiner Kehle hatte er immer noch ein kratziges Gefühl. Der Würgegriff war verdammt hart gewesen.

„Ich weiß nichts!“ schrie Mrs. Sanders. „Ich kann nichts sagen!“

John verstärkte den Druck der Mündung.

„Lange warte ich nicht,“ drohte er.

„Sie... sie war hier!“ keuchte Mrs. Sanders. „Lara!“

„Was wollte sie?“

„Die Zeugin, Marina Held. Lara hat die Adresse herausgefunden und wollte auf sie warten.“ Die Vampirfrau schwieg.

„Und dann? Was geschah dann?“

„Lara ist zu mir gekommen. Sie ist jetzt meine Herrin. Sie hat mir den Vampirkuß gegeben. Wir sind Schwestern. Und ich, ich sollte Sie vernichten.“

„Was Ihnen nicht gelungen ist,“ sagte John.

„Lara wird mich rächen.“

„Abwarten,“ erwiderte der Geisterjäger kühl. Dann wechselte er das Thema. „Was habt ihr mit Marina Held angestellt? Und jetzt will ich die Wahrheit hören, sonst...“

„Ihr ist nichts geschehen. Glauben Sie mir!“

„Was habt ihr mit Marina gemacht? Erzählen Sie alles. Von Anfang an!“

Die Vampirin verkrampfte die Hände ineinander. John brauchte kein Hellseher zu sein, um erkennen zu können, daß die Untote Angst hatte. Sie wußte genau, daß der Geisterjäger keine leere Drohung ausgesprochen hatte, und daß in der Waffe tatsächlich Eichenbolzen steckten, die für einen Vampir absolut tödlich waren.

„Wir haben hier auf Marina gewartet,“ berichtete sie. „Lara und ich. Ich war inzwischen aus dem süßen Rausch erwacht und merkte, daß mir ebenfalls Zähne

gewachsen waren. Ich war zu einem Vampir geworden. Die Gier nach Blut packte mich. Ich wollte Marina sofort überwältigen, wenn sie eintrat, doch Lara hielt mich zurück. Dann kam Marina. Ich lockte sie ins Schlafzimmer. Sie war ahnungslos. Nie hatte sie damit gerechnet, Lara bei mir anzutreffen. Sie war völlig überrascht. Wir haben nur gelacht. Sie wollte noch fliehen, aber das hat sie nicht geschafft. Wir waren schneller. Lara hat sie bewußtlos geschlagen.“

John Sinclair atmete tief ein, bevor er die entscheidende Frage stellte. „Und danach? Was ist danach passiert? Habt ihr Marina gebissen?“

„Und wenn es so wäre?“

„Ich habe Sie etwas gefragt!“ schrie John sie an.

Die Untote zuckte zusammen. „Nein,“ erwiderte sie dann, „sie ist nicht gebissen worden. Noch nicht.“

„Was habt ihr dann mit ihr gemacht? Los, raus mit der Sprache!“

„Eine von Laras Schwestern ist gekommen. Mit dem kleinen Kombi. Wir haben Marina auf die Ladefläche gelegt, und Lara ist mit ihr weggefahren.“

„Wohin?“

Die Vampirin zögerte mit der Antwort.

„In die Bar?“

„Vielleicht. Ich weiß es wirklich nicht.“

John Sinclair nickte. „Okay, lassen wir es dabei. Weshalb haben Sie mich angerufen?“

„Ich wollte Sie töten,“ antwortete die Untote mit knirschender Stimme. „Marina hat von Ihnen erzählt. Und Lara kannte den Namen John Sinclair. Sie haben uns schon viel Schaden zugefügt, und ich wollte es sein, die Sie besiegt. Beinahe wäre es mir gelungen.“

John lachte hart. „Aber eben nur beinahe. Ihnen fehlt glücklicherweise noch die Routine. So leicht bin ich nicht zu überrumpeln. Welche Befehle haben Sie sonst noch? Was sollten Sie tun, wenn Sie mich getötet hätten?“

„Anrufen!“

„Wo?“

„In der Bar!“

Johns Augen verengten sich zu Schlitzen. „Dann haben Sie doch gewußt, wo Marina Held hingebracht worden ist.“

Clara Sanders wand sich wie ein Wurm am Angelhaken. Sie sah in Johns hartes Gesicht, und rechnete jeden Moment damit, daß der Bolzen in ihren Schädel fahren würde.

Doch John schoß nicht. Er hatte innerhalb von Sekundenschnelle einen anderen Plan gefaßt.

„Sie haben doch Telefon?“

Die Untote nickte.

„Dann rufen Sie in der Bar an. Sagen Sie Lara, daß sie mich besiegt haben.“

„Nein!“

John lächelte hart. „Ich habe den Finger am Abzug. Ich brauche ihn nur um eine winzige Idee nach hinten zu ziehen. Was gibt es da noch zu zögern?“

Clara hatte sich entschieden. „Ich mach's.“

„Stehen Sie auf.“ John Sinclair trat zur Seite. Er hielt die Waffe nach wie vor auf die Untote gerichtet.

Mrs. Sanders ging an ihm vorbei. John zielte mit der Waffe auf ihren gebeugten Rücken. Der Geisterjäger fühlte das Grauen, das entstand, wenn er daran dachte, daß eine noch vor wenigen Stunden glückliche Familie auseinandergerissen worden war.

Darin waren die Vampire Meister. Sie kannten keine menschlichen Regeln und Gesetze. Sie wußten nicht, was sie anrichteten, wieviel Leid, Entsetzen und Terror sie brachten.

Wie bei den Sanders.

Der schwarze Kunststoffapparat stand im Living-room. Mrs. Sanders hatte sich die Nummer der Bar sogar notiert. Der kleine Zettel lag neben dem Telefon.

Mit der linken Hand nahm sie den Hörer. Mit der rechten begann sie zu wählen.

John Sinclair stand zwei Schritte von ihr entfernt. Wie festgeleimt lag die Waffe in seiner Rechten. In Johns Gesicht zuckte kein Muskel. Er war kalt bis ins Mark.

„Und lassen Sie sich nur nicht einfallen, etwas Falsches zu sagen!“ drohte er.

Dann hatte Mrs. Sanders die Verbindung. John hörte eine Frauenstimme.

„Ich habe ihn,“ sagte die Untote.

Deutlich vernahm der Geisterjäger am anderen Ende der Leitung das hämische Lachen.

Dann verstand er nichts mehr. Auch Mrs. Sanders sagte nicht viel. Sie hörte nur noch zu. Schließlich nickte sie und meinte: „Ich werde alles so machen, wie du es wünschst, Lara. Und wenn mein Mann von der Arbeit kommt, werde ich auch ihm das Blut aussaugen!“

In John Sinclair stieg die heiße Wut hoch. Nur mit Mühe konnte er sich beherrschen.

Dann legte die Vampirin auf.

„Was hat Lara gesagt?“ wollte der Oberinspektor wissen.

„Sie hat sich gefreut. Sehr sogar. Ich soll Sie in den Keller bringen und dort einsperren, bis Sie wieder gebraucht werden. Und meinen Mann hinterher auch.“

„Es hätte Ihnen also nichts ausgemacht, auch ihn zu einem Untoten zu machen?“ erkundigte sich John.

„Nein. Ich...“

Plötzlich griff Mrs. Sanders an. Ihre linke Hand lag noch auf dem Telefon mit einem Ruck riß sie den Apparat hoch und schleuderte ihn genau auf den Oberinspektor zu. John wollte ausweichen, war aber nicht schnell genug. Der Apparat traf ihn an der Hüfte und schepperte dann zu Boden.

Der Oberinspektor ließ der Untoten erst gar nicht die Chance, zu nahe an ihn heranzukommen.

Er schoß.

Es gab ein saugendes und pfeifendes Geräusch. Mit rasender Geschwindigkeit verließ der Bolzen die Waffe. Aus kürzester Entfernung bohrte er sich in die Brust der Untoten. Genau dort, wo das Herz saß.

Die Vampirin starb auf der Stelle. Sie sackte in die Knie und hielt beide Hände gegen das Einschußloch gepreßt. Von unten blickte sie den Geisterjäger an. Ihr Gesicht war gräßlich verzerrt, dann kippte sie plötzlich nach vorn und fiel aufs Gesicht. John wartete einige Sekunden und drehte die Frau dann herum.

Der verzerrte Ausdruck war aus ihrem Gesicht gewichen. Er hatte einem ungeheuren Frieden Platz gemacht.

Mrs. Sanders war erlöst.

John Sinclair aber hatte die Wut gepackt. Und wenn er wütend war, dann war er auch gefährlich...

Die schwarzhaarige Lara legte zufrieden lächelnd den Hörer auf. In ihren Augen lag ein triumphierendes Leuchten. „Es ist geschafft,“ berichtete sie. „Gerade hat unsere Freundin angerufen. John Sinclair befindet sich in unserer Gewalt. Er ist jetzt einer von uns. Versteht ihr? Von uns!“

Sie begann hämisch zu lachen, und Mona und Ginny stimmten in dieses wilde Gelächter mit ein. Sie weideten sich auch an Marina Helds Gesichtsausdruck, einer Mischung aus Angst und Entsetzen.

Ja, Marina hatte Angst. Bisher hatte sie noch immer ihre Hoffnungen auf den Oberinspektor gesetzt, doch wie es nun aussah, war alles vergeblich.

Die Vampirinnen hatten gewonnen!

Sie hatten Marina in die Bar geschafft. Die junge Deutsche war erst aufgewacht, als sie bereits von der Ladefläche gehievt wurde. Dann flößten zwei der unheimlichen Frauen ihr etwas zu trinken ein. Es schmeckte bitter, tötete aber die rasenden Kopfschmerzen. Marina mußte sich auf einen Stuhl setzen. Ständig wurde sie bewacht. Mona und Ginny ließen sie nicht aus den Augen.

Ginny hatte wohl Gefallen an der jungen Deutschen gefunden. Sie lächelte sie unentwegt an. Auch Marina hätte die junge Frau durchaus als sympathisch empfunden, wenn sie sie unter anderen Umständen kennengelernt hätte.

Jetzt sah Ginny normal aus. Ebenso wie Lara und Mona. Von den schrecklichen Zähnen war nichts zu sehen. Die Schwestern wirkten wie nette junge Mädchen, sehr attraktiv, mit freundlichen Gesichtern und beneidenswert schlanken Figuren.

Marina ertappte sich bei dem Gedanken, Mitleid zu haben. Vielleicht konnten die Frauen gar nichts dafür. Unter Umständen waren sie durch irgendein böses Geschick zu dem geworden, was sie heute waren. Marina nahm sich vor, Ginny danach zu fragen.

Doch vorerst hatte Lara das Kommando. Sie deutete auf Marina Held. „Schafft sie weg,“ sagte sie.

„In den Keller?“ fragte die blondhaarige Mona. Sie trug einen engen Jeansanzug, der wie ein Etui ihre prallen Körperformen umschloß.

„Ja.“

Mona packte Marina am Arm und zog sie vom Stuhl hoch, auf dem sie gesessen hatte. „Komm mit,“ sagte sie, „und mach keinen Ärger, sonst geht es dir schlecht.“

Mona und Marina gingen hinter dem Tresen entlang und verschwanden durch den Vorhangspalt.

Lara und Ginny blieben zurück.

In der Bar brannten nur wenige Lampen. Sie gaben rotes Licht, das sich kegelförmig vom Zentrum der Lampen ausbreitete. Die Luft roch süßlich. Sie war mit Parfüm geschwängert.

Lara blickte auf die Uhr. In einer Stunde wurde das Lokal geöffnet. Es war Freitag, und an diesem Tag erwarteten sie zahlreiche Gäste. Die Leute würden sich wundern. Die nächste Nacht sollte zu einem einzigartigen Vampirfest werden, das hatte sich Lara fest vorgenommen.

„Hilf mir,“ sagte sie zu Ginny.

Die beiden Frauen traten an die als Sitzgelegenheit dienenden Särge. Gemeinsam hoben sie die Deckel hoch.

Steif und unbewegt lagen die beiden männlichen Vampire in ihren Totenkisten. Sie hielten die Augen geschlossen, die Hände lagen auf der Brust zusammen. Ihren Mund hatten die beiden Untoten geöffnet, so daß die Zahnschmelzspitzen die Unterlippe berührten.

Lara rieb sich die Hände. „Noch habt ihr Ruhe,“ flüsterte sie, „aber bald, bald werdet auch ihr eure Opfer bekommen...“

John Sinclair hatte die Bar gefunden. Sie lag wirklich in der allermiese-
sten Gegend. Das war kein Nachtclubzentrum, sondern eher ein Nachtjackenviertel.

In den schmalen Straßen und Gassen lungerten die verwegenen Gestalten herum. Auf den Gehsteigen stöckelten abgetakelte Huren und blieben hin und wieder erwartungsvoll vor obskuren Kneipen stehen. Durch dick aufgetragene Schminke wirkten die Gesichter wie starre Masken.

Die Liebesdamen hatten sich diesen Aufenthaltsort vermutlich auch wegen der spärlichen Straßenbeleuchtung ausgesucht. So wurden manche Freier über das Alter der Anbieterinnen getäuscht.

Es würde eine heiße Nacht werden, dachte John Sinclair. Und zwar im doppelten Sinne. Zum einen war die Temperatur kaum gesunken, zum anderen war Freitag, und da saßen so manche Lohntüte und auch manches Messer locker.

John hatte versucht, sich dem allgemeinen Bild anzupassen. Ein Maskenbildner hatte ihn verändert.

Haarschopf und Augenbrauen schimmerten rötlich. Durch Paraffinspritzen hatte sein Gesicht die Rundung eines Vollmonds angenommen, und der rotblonde Knebelbart stammte ebenfalls aus der yardeigenen Perückenwerkstatt.

John hoffte, in dieser Maskerade nicht erkannt zu werden. Auch nicht von den Vampirfrauen und Marina Held.

Der Geisterjäger trug eine altmodische, weit geschnittene Jacke und Hosen mit ausgebeulten Knien. Das karierte Hemd schimmerte grünlich und stand am Hals offen.

Mehr als einmal schon war der Oberinspektor von den Liebesdamen angesprochen worden, doch er hatte immer wieder abgelehnt. Die letzte war besonders lästig. Sie hielt den Geisterjäger sogar am Ärmel fest und versprach alle Wonnen des Himmels. Als John trotzdem weiterging, löste sich aus dem Schatten eines Hauses ein Kerl, der zehn Meilen gegen den Wind nach Zuhälter stank. Er verdrosch sein Pferdchen nach Strich und Faden. Wahrscheinlich waren beide blank. Sinclair hätte dem Zuhälter gern Manieren beigebracht, aber er wußte, daß er sich nicht ablenken lassen durfte.

Der Geisterjäger erreichte die Einfahrt, durch die er gehen mußte, um zu dem Lokal zu gelangen. Schwach sah er die rote Beleuchtung des Nachtclubs.

In der schmalen Einfahrt lungerten einige Gestalten herum. Sie grinsten John schief an, als er das Lokal ansteuerte. Einer streckte sein Bein vor. Der Geisterjäger sah es im letzten Moment und stieg darüber hinweg...

Hinter ihm lachte jemand.

Oberinspektor Sinclair gelangte in einen Hof. Eng, verkommen und schmutzig. Das Lokal lag vor ihm.

SHOCKING PALACE!

In roter Schrift leuchtete die Reklame auf. Die Tür stand offen. Musikfetzen drangen ins Freie. Es war eine schrille Musik, untermalt von dumpfem Trommelwirbel.

Der Hof war nicht leer. Auf einer schmutzigen Bank ohne Rückenlehne hockten Männer und tranken Bier. Einige lehnten auch im Eingang. Sie machten grinsend Platz, als John Sinclair das Lokal betrat.

Es war wirklich eine Horrorhöhle.

Die zwei Skelette neben der Tür klapperten mit ihren Unterkiefern. Die anwesenden Gäste starrten auf eine kleine Leinwand, auf der ein Horrorporno flimmerte. Das letzte an Geschmacklosigkeit. Der Filmprojektor stand auf einem Regal direkt neben einer Säule, die die Decke stützte.

Der Geisterjäger sah Lara sofort. Sie trug ein grünes, tief ausgeschnittenes Kleid und stand hinter der Bar. Das schwarze Haar fiel auf die nackten Schultern.

Ein rothaariges Mädchen in einem perlenbesetzten Hosenanzug brachte Getränke. Das mußte Ginny sein, von der Mrs. Sanders auch berichtet hatte.

John hatte dafür gesorgt, daß Mrs. Sanders abgeholt wurde. Kollegen vom Yard hatten die Leiche zur Obduktion gebracht und Mr. Sanders verständigt. Die Tochter wußte noch nichts vom Schicksal ihrer Mutter, man wollte ihr die Aufregung vorläufig ersparen.

John hielt jetzt noch nach Mona Ausschau.

Er entdeckte sie links neben dem Eingang. Ein blonder Vamp mit hautengen, schwarzem Kleid und einer üppigen Figur.

Mona hatte den neuen Gast entdeckt und kam auf John Sinclair zu.

„Hallo,“ begrüßte sie ihn, „bist du allein?“ Ihre Hand faßte nach Johns Arm.

Der Oberinspektor hatte beschlossen, den leicht trottelligen Provinzler zu spielen. Er hielt überrascht inne und starrte auf Monas Busen.

„Ja, ich bin allein,“ erwiderte John mit rauher Stimme und schaffte es sogar, dabei ein wenig rot zu werden.

„Aber jetzt nicht mehr, mein Lieber,“ Mona drehte die Lippen zu einem Schmollmund. „Oder wirst du heute noch erwartet?“

„Nein, nein. Ich komme ja nicht von hier!“

„Du bist fremd?“

„Ja.“

„Woher kommst du denn, Süßer?“

„Aus Wales.“

Mona lachte girrend. „Ein schönes Land, dieses Wales. Und vor allen Dingen gefallen mir die Waliser. Sie sind so stark. Du bist doch Waliser?“

„Natürlich.“

„Schön.“ Mona zeigte auf einen Tisch, der noch frei war. „Wollen wir uns nicht setzen?“

„Da... da... hin?“ stotterte John.

„Warum nicht?“

„Aber das ist doch ein Sarg!“

„Deshalb ja. Hast du draußen nicht gelesen? Du bist hier im *Shocking Palace*, denk daran.“ Mona zog John Sinclair mit sich. „Und jetzt komm, der Sarg beißt nicht.“ Sie kicherte.

Der Geisterjäger ließ sich mitziehen. An der Theke begann jemand zu lachen. John sah aus den Augenwinkeln, wie eine Männerhand nach Laras Ausschnitt faßte. Dann gab es ein klatschendes Geräusch und danach wieder Gelächter.

John nahm auf dem Sarg Platz.

Es war auch für ihn ein komisches Gefühl, auf einer Totenkiste zu sitzen und seinen Whisky zu trinken. Mona reichte ihm eine Karte. „Ich heiße Mona,“ stellte sie sich vor.

„Kannst mich John nennen,“ erwiderte der Oberinspektor.

„Lieb von dir, John,“ Mona hauchte einen Kuß auf ihre Fingerspitzen und blies ihn John zu.

Ein gellender Schrei fegte plötzlich durch das Lokal.

John zuckte herum. Mit den Hacken stieß er gegen die Außenwand des Sarges. Es gab ein dumpfes Geräusch.

Mona lachte, weil der Schrei den Geisterjäger so erschreckt hatte. „Keine Angst,“ beruhigte ihn der blonde Vampir. „Der Schrei hat zum Film gehört, der dort läuft.“

„Dann bin ich ja beruhigt,“ atmete John auf und widmete sich der Karte.

Die Drinks hatten wirklich phantasievolle Namen. Da stand zum Beispiel Werwolf-Wasser.

„Was ist das denn?“ fragte John.

„Laß dich überraschen.“

Der Oberinspektor las weiter, beobachtete dabei aber Mona durch die halbgeschlossenen Lider.

Jetzt, da John sie nicht direkt ansah, war ihr Blick gar nicht mehr so freundlich. Im Gegenteil, er war abschätzend und strahlte eisige Kälte aus. John hatte das Gefühl, taxiert zu werden wie ein Rennpferd bei einer Auktion.

Der Oberinspektor hob den Kopf, und sofort wurde Monas Blick wieder freundlicher.

„Ich habe mich für einen Bloody Dracula entschieden,“ sagte er.

„Das gleiche nehme ich auch.“

Ginny brachte die Getränke. John bekam ein Weinglas mit einer roten Flüssigkeit. Sie war dick wie Öl. Auf der Oberfläche vermeinte er, Fettaugen schwimmen zu sehen.

„Was ist das?“

„Probier's! Cheerio!“ Mona hob ihr Glas.

John Sinclair tat es ihr nach. Er trank zwar, schluckte das Zeug aber nicht hinunter. Es brannte auch so in seinem Mund. Jemand mußte viel Pfeffer hineingeschüttet haben.

John holte sein Taschentuch hervor, preßte es sich gegen den Mund und spie das Getränk aus. Alles war sehr schnell gegangen. Mona hatte nichts bemerkt. John imitierte einen Hustenanfall, und Mona mußte lachen.

„Ja, da steckt allerlei dahinter,“ sagte sie.

Der Film auf der Leinwand war beendet. Die Gäste pfften und grölten. Einige wollten den nächsten Streifen sehen, doch Lara gab bekannt, daß erst nach Mitternacht mit neuen Filmen zu rechnen sei.

Daraufhin verließen die meisten Gäste den Schuppen.

John Sinclair warf einen Blick auf seine Uhr. Bis Mitternacht waren noch dreißig Minuten Zeit.

John hatte seine Blicke im Lokal umherschweifen lassen, doch Marina Held hatte er nicht gesehen. Wahrscheinlich hatten die Vampirfrauen sie versteckt. Daß Marina nicht bediente, empfand John als gutes Zeichen. Höchstwahrscheinlich war sie noch kein Vampir.

Jemand hatte ein Geldstück in die Musikbox geworfen. Zu Johns Überraschung erklang keine Horrormusik, sondern eine einschmeichelnde Melodie.

Mona begann, sich im Rhythmus zu wiegen.

„Wollen wir tanzen?“ forderte sie John auf.

Der Geisterjäger zierte sich. „Ich weiß nicht so recht. Ich bin kein guter Tänzer.“

„Macht nichts.“ Mona stand auf, kam um den Tisch und setzte sich neben John. Sie legte ihren linken Arm um seinen Nacken. Ihr Gesicht näherte sich dem seinen.

John wich zurück.

„Angst vor mir?“ fragte Mona kehlig.

Bestimmt nicht, dachte John, obwohl ihn der Geruch der Frau abstieß. Mona hatte sich zwar stark parfümiert, es jedoch nicht geschafft, den Modergeruch ganz zu vertuschen.

Sie roch nach Fäulnis und Grab...

„Komm,“ flüsterte sie, „stell dich nicht so an!“ Ihre Finger glitten an Johns Hemd hoch.

Plötzlich zuckte Mona zusammen und schrie auf. Dann sprang sie hoch. Ihr Gesicht war plötzlich verzerrt. Augenblicklich ruckten die Köpfe der Gäste herum.

„Was ist?“ fragte John und versuchte ein harmloses Gesicht zu machen. „Habe ich dir etwas getan?“

„Du verdam...“ Mona zischte noch einen Fluch und hielt sich die Finger. Dann schlenkerte sie wie wild mit der rechten Hand. John konnte erkennen, daß die Fingerkuppen verbrannt waren. Er lächelte im Stillen.

„Was—was hast du unter dem Hemd?“ zischte Mona.

Johns Augen wurden groß. „Ich?“

„Ja, du!“

„Ein Kreuz! Ein Andenken von meiner Mutter.“

Mona wich zurück. Ein Gefühl des Ekels lag auf ihrem Gesicht! John sah, daß sich Lara von der Bar löste und zu ihrem Tisch kam.

Jemand zog den Stecker der Musikbox heraus.

Plötzlich wurde es still. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können.

„Er hat ein Kreuz!“ schrie Mona. „Er hat ein Kreuz. Los, reiß es ab, zum Teufel!“

John stand auf. „Aber warum?“

„Tu, was sie sagt!“ mischte sich Lara mit scharfer Stimme in den Disput.

Johns Blicke glitten durch das Lokal. Außer ihm und den Vampirinnen waren noch vier Gäste anwesend. Männer. Sie starrten zu John, Lara und Mona hin. Ginny, die Rothaarige, hielt sich im Hintergrund.

Noch fünf Minuten bis Mitternacht!

„Das Kreuz weg, verdammt!“ schrie Mona.

„Bitte. Wie ihr meint.“ John Sinclair nestelte an den Knöpfen seines Hemdes.

Wieder war es still geworden.

Und in der Stille hörte sich das schreckliche Ächzen doppelt so laut an.

Die Gäste hielten den Atem an.

Wieder das Ächzen.

Selbst John Sinclair lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er hatte das Geräusch schon längst lokalisiert.

Es war direkt aus dem Sarg gekommen!

Gebannt starrten die Anwesenden auf die Totenkiste. Im Hintergrund atmete ein Mann heftig ein. Ein anderer kicherte. Er war leicht angetrunken und hielt alles für einen Scherz.

John Sinclair wußte, daß es kein Spaß war. Er hatte die Arme etwas heruntergenommen, seine rechte Hand befand sich in Höhe des Jackenausschnitts. Wenn es darauf ankam, konnte der Geisterjäger innerhalb einer Sekunde ziehen, zielen und auch treffen.

Doch noch brauchte er nicht einzugreifen. Dafür hörte er eine Stimme. Dumpf, stöhnend.

„Laßt mich raus. Ich will Blut. Ich will aus dem Sarg, verdammt!“

„Öffne ihn!“ befahl Lara. Der Befehl galt Mona.

Die blondhaarige Vampirin sah sich unsicher um, dann trat sie auf den Sarg zu. Alle Augen waren auf sie gerichtet. Mona bückte sich und öffnete die schweren Schlösser. Das Geräusch klang in der Stille überlaut. Dann hob Mona den Deckel hoch. Er ächzte in den Fugen, als er emporschwang.

Mona trat zurück.

Und John sah den Vampir!

Er hatte die Augen geöffnet. Lange, dolchartige Zähne waren ihm gewachsen. Der Untote war ein Mann in den mittleren, Jahren. Er hatte fast eine Glatze, nur wenig Haare wuchsen am Rand seines Kopfes.

Es war der Vertreter Ted Willard!

In diesem Moment wurde es Mitternacht!

Ruckartig rasselten die schweren Eisenrollen vor Fenster und Türen. Die Gäste in der Bar waren gefangen.

Gefangene der Untoten!

Noch hatte sich John nicht zu erkennen gegeben. Er wollte erst eingreifen, wenn sich die Situation noch mehr zuspitzte.

„Ich will hier raus!“ greinte ein Knabe an der Bar. Er torkelte auf die Tür zu, hämmerte mit beiden Fäusten gegen das Rollo und brüllte: „Raus! Raus!“

Auch von draußen wurden Stimmen laut. „He!“ schrie jemand. „Macht ihr da ‘ne Orgie?“

Es war ein makabrer Scherz.

Und dann hörte John das Kichern. Es klang hinter ihm auf. Der Geisterjäger drehte sich um und erschrak.

Er sah ein grünhäutiges Wesen mit einem abstoßend häßlichen Gesicht, Klauenhänden und Vampirzähnen. Nur die roten Haare bewiesen, daß er Ginny vor sich hatte.

Die Untote knurrte.

Johns Rechte rutschte unter das Jackett.

Im gleichen Augenblick erhob sich der Vampir aus dem Sarg. Die restlichen Gäste schrien auf. Ginny sprang vor und bekam einen Mann zu fassen.

Mona wollte sich auf John Sinclair stürzen.

Der Geisterjäger riß mit einem Ruck die Knöpfe seines Hemdes auf. Da spürte er die eiskalte Hand des Vampirs an seinem rechten Bein. Ein Ruck, und John Sinclair kam ins Taumeln.

Mona schrie wütend auf.

John kippte auf einen Tisch, riß die Gläser und eine Flasche herunter und fiel mit dem Tisch um. Der Inhalt eines Glases ergoß sich über sein Gesicht. John hörte ein böses Knurren und sah einen Schatten, der auf ihn zuhechtete.

Der Geisterjäger schoß im Liegen. Zielen und abdrücken waren eins. Der Eichenbolzen fegte dem Untoten in die Brust. Trotzdem fiel er schwer auf den Geisterjäger. Ein schreckliches Stöhnen drang an Johns Ohren. Der Kopf des Widergängers sackte zur Seite. Die Zähne, auf Johns Kehle gezielt, verfehlten ihn. Die tastenden Hände fuhren in sein Haar, rissen ihm die Perücke vom Kopf.

John wälzte den Vampir von sich. Der würde keinem mehr das Blut aussaugen.

In der Bar war inzwischen die Hölle los. John hörte Schreie und Flüche, kam taumelnd auf die Beine und sah gerade noch, wie Mona mit einem Gast rang, um ihm das Blut auszusaugen.

John konnte nicht schießen, Ginny, die Grünhäutige, hing plötzlich an seinem rechten Arm und drückte ihn nach unten. Dabei kreischte und fauchte sie.

Mit der linken Hand fetzte John sein Kreuz vom Hals. Schwungvoll warf er es auf Mona zu.

Das geweihte, silberne Kreuz flirrte durch die Luft. Es traf Mona an Schulter und Hals.

Die Untote schrie gellend. Brandblasen bildeten sich dort, wo das Kreuz getroffen hatte. Sie taumelte zurück und ließ ihr Opfer dabei los. Der Mann fiel in eine Nische.

Neben John Sinclair splitterte das Holz des zweiten Sarges. Der andere Vampir versuchte sich zu befreien. Er heulte wie ein Wolf.

Ginny hing noch immer an Johns Arm. Der Geisterjäger drehte sich wie ein Kreisel. Die Fliehkraft schleuderte Ginny mit. Ihre Beine hoben vom Boden ab. Mit den Füßen fegte sie Stühle und Tische zur Seite, ließ aber nicht los.

Mona hatte sich inzwischen wieder gefangen. Sie hatte einen unbeschreiblichen Haß auf den jetzt blondhaarigen Mann. Sie wußte, daß sie ihm so nicht beikommen konnte und packte sich einen Stuhl.

John kämpfte noch immer mit Ginny.

Die Untote war verrückt. John Sinclair packte langsam der Schwindel. Er taumelte auf die Bar zu.

Und dann knallte Ginny mit voller Wucht gegen das Holz. Sie empfand keinen Schmerz wie ein Mensch, ließ aber John Sinclairs rechte Hand los.

Der Oberinspektor holte zwei Sekunden Luft, dann zielte er auf Ginnys Herz.

Im gleichen Augenblick erreichte ihn der Warnschrei. John wußte nicht, wer ihn ausgestoßen hätte, auf jeden Fall spürte er instinktiv die Gefahr, kreiselte herum und sah Mona auf sich zugehetzt kommen. Den Stuhl hielt sie schlagbereit über dem Kopf.

John Sinclair ging in die Knie.

Mona drosch zu.

Gleichzeitig drückte der Geisterjäger ab.

Pfeifend verließ der Bolzen den Lauf. Mona wurde voll getroffen. Sie warf den Stuhl zwar noch, doch er fegte über John hinweg, hinein in das Flaschenregal hinter der Bar. Ein Scherbenbogen sprühte über den Boden.

Vom eigenen Schwung getrieben, stürzte Mona zu Boden. Und dort ereilte sie ihr Schicksal.

Zurück blieb Asche.

Ginny hatte den Tod ihrer Schwester mitbekommen. Sie versuchte wegzukriechen. Auf allen vieren rutschte sie über den Boden.

John ließ ihr keine Chance. Er durfte ihr keine Chance lassen, wenn er das Leben Unschuldiger retten wollte.

Der Eichenbolzen fegte aus dem Lauf.

Ginny starb wie ihre Schwester.

John Sinclair sprang auf. Jetzt war nur noch eine dieser teuflischen Schwestern übrig.

Lara!

Aber wo steckte sie?

John sah sich um. Er entdeckte keine Lara, dafür aber den zweiten Vampir, der sich endlich aus seinem Gefängnis befreit hatte.

Er konnte seine Freiheit nicht mehr nutzen.

John erledigte ihn.

Dann schaute er sich nach den Gästen um. Ängstlich und verschüchtert krochen sie aus Nischen und unter Tischen hervor, wo sie sich verborgen gehalten hatten.

In ihren Blicken leuchtete die nackte Angst.

„Okay, Leute,“ sagte John, „es ist vorbei. Beruhigt euch.“

Die Männer starrten ihn nur stumm an.

Der Geisterjäger grinste verzerrt. Dann stellte er seine Fragen. „Hat jemand von euch die Schwarzhhaarige gesehen? Oder ein blondes Mädchen, das hier bedient hat? Ich meine, außer diesen Weibern?“

Kopfschütteln. Nichts. Niemand hatte etwas bemerkt.

„War einer von Ihnen schon mal hier?“

Ein jüngerer Mann mit blond gefärbten Haaren meldete sich. „Ich schon öfter.“

„Gibt es hier einen Keller?“

„Ich glaube ja.“

„Und? Wie gelangt man dahin?“

Der Mann hob die Schultern. „Keine Ahnung, Sir. Ich war noch nicht dort.“

Der Geisterjäger rannte hinter die Bar und entdeckte den Raum, der durch einen Vorhang abgedeckt war. Dort ging es zu den Privaträumen und wahrscheinlich auch zu den Kellern. Wie gehetzt wollte er weiter vordringen, aber er kam nicht mehr dazu.

Plötzlich tauchte Lara zwischen dem Vorhang auf.

Johns Rechte flitzte zur Waffe. Doch auf halbem Weg blieb seine Hand hängen.

Lara war nicht allein. Sie hatte Marina bei sich und hielt sie wie einen Schutzschild vor sich.

Plötzlich begann die Vampirfrau gellend zu lachen. So schrill und schlimm, daß John Sinclair ein Schauer über den Rücken lief.

Urplötzlich brach das Lachen ab. Mit einem Ruck schleuderte Lara Marina Held von sich, genau auf den Geisterjäger zu. Dabei schrie sie: „Hier hast du sie, deine Marina. Und jetzt viel Vergnügen mit ihr, John Sinclair...!“

Der Geisterjäger hatte noch einen Bolzen in seinem Magazin. Er konnte nicht auf Lara schießen. Die Vampirin hatte Marina Held direkt in die Schußbahn geworfen. Das bewies, wie schlaue sie war, und wie geschickt sie sich einen Verfolger vom Hals schaffen konnte.

John Sinclair fing Marina auf. Hastig ließ er sie zu Boden gleiten, riß den Arm mit der Waffe hoch—und ließ ihn im nächsten Moment enttäuscht wieder sinken.

Lara war verschwunden!

John wollte hinterher, doch Marinas Stöhnen ließ ihn auf der Stelle verharren.

John bückte sich zu dem Mädchen hinunter.

Marina lag auf dem Rücken. Ihr Gesicht war verzerrt. Die Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft. Pfeifend kam der Atem. Irgend etwas war mit ihr geschehen, und im nächsten Moment erkannte John auch schon was.

Sie war gebissen worden!

Deutlich erkannte John die beiden Punkte an Marinas weißem Hals. Er sah aber auch noch mehr. Die Kratzspuren zum Beispiel, die lange Fingernägel hinterlassen. Marinas Kleidung war zerfetzt. Sie mußte sich gewehrt haben. Und doch hatte Lara es geschafft, das junge Mädchen zu einer Untoten zu machen.

Oder?

John Sinclair sah sich die Bißwunden genauer an. Er ließ sein Feuerzeug auf-flammen, um genügend Licht zu haben. Und er entdeckte, daß die Wunden nicht allzu tief waren. Noch war die dämonische Saat nicht aufgegangen. Wenn er aber noch eine Stunde wartete, dann...

John wartete nicht.

Mit einem Griff holte er das Walkie-talkie hervor und zog die schmale Antenne aus dem Apparat. Die Polizeifrequenz war eingestellt.

Und dann machte Oberinspektor John Sinclair gewissen Leuten Feuer unter dem Hintern, wie man so schön sagt: Krankenwagen, Polizeieinheiten—sie sollen rasch anrücken.

Der zuständige Beamte versprach, alles sofort in die Wege zu leiten.

Dann kümmerte sich der Geisterjäger wieder um Marina Held. Sie redete wirres Zeug, manchmal stöhnte sie so laut, daß es John Sinclair durch Mark und Bein ging.

Er hob den Kopf des Mädchens an und sprach beruhigend auf Marina ein. Dabei fiel sein Blick auf ein Tastenfeld, das unter dem Tresen angebracht war.

John hatte eine Idee. Er probierte die vier Haupttasten durch.

Zuerst flammte Licht auf.

Bei der zweiten Taste begann der Projektor zu laufen. John schaltete ihn wieder ab.

Die dritte Taste war für Musik zuständig. Schrille Klänge dröhnten aus versteckt angebrachten Lautsprechern.

Bei der vierten Taste hatte der Oberinspektor Glück. Mit einem Ruck fuhren die Rolläden hoch.

John sah die Menschen, die sich draußen drängten. Neugierige Gesichter preßten sich gegen die Scheiben. Doch niemand wagte, das Lokal zu betreten. Keinem war es so recht geheuer.

Die Gäste wollten Fersengeld geben, doch die Stimme des Geisterjägers stoppte sie.

„Sie bleiben hier!“ rief John. Gleichzeitig hielt er seinen Dienstausweis in die Höhe.

Die Männer zogen sich wieder zurück, blieben aber dicht an der Tür stehen.

Draußen heulten schon die ersten Sirenen. Rotlicht zuckte geisterhaft über Häuserfassaden. Die Gaffer verschwanden blitzartig. Mit der Polizei wollte keiner etwas zu tun haben.

Der Ambulanzwagen hatte die Einfahrt schon passiert. Er stoppte mit kreischenden Reifen dicht vor dem Lokal. Zwei Träger schoben eine Bahre in den SHOCKING PALACE.

John winkte ihnen zu.

Die Träger quetschten sich hinter die Bar. Ein Arzt kam mit wehendem Kittel. John schnappte sich den Mann. Er deutete auf Marina Held, die immer bleicher geworden war, und deren Atem schwächer wurde. „Das Mädchen braucht sofort eine Bluttransfusion,“ sagte der Oberinspektor. „Außerdem muß sie wahrscheinlich unter das Sauerstoffzelt.“

Der Arzt nickte.

„Wo bringen Sie sie hin?“ erkundigte sich John.

„University Hospital.“

Der Oberinspektor war einverstanden. Es war eines der besten Krankenhäuser, das er kannte.

Marina wurde abtransportiert. Der Arzt lief neben der Bahre her. Er zog schon eine Spritze auf.

Dann kamen die Polizisten. Der Mannschaftswagen paßte nicht durch die Einfahrt. Zehn Beamte rannten über den Hof und in das Lokal hinein.

John Sinclair übernahm sofort die Leitung. Dann startete er eine großangelegte Durchsuchung. Sie fanden den Eingang zum Keller. Es waren feuchte, weitverzweigte Räume.

In einem Verlies standen drei Steinsärge.

Die Polizisten, die mit ihren Lampen den Raum ausleuchteten, waren ratlos. John aber wußte Bescheid. Hier hatten die Vampirfrauen ihre Schlafplätze gehabt.

Der Geisterjäger zog die Tür wieder zu. Im nächsten Raum fanden sie das, wonach John eigentlich gesucht hatte.

Die Blutkonserven.

Leer! Die Gefäße enthielten nicht einen Tropfen mehr dieses kostbaren Lebenssafts.

John wurde gefragt, was es mit den beiden männlichen Leichen oben im Lokal auf sich habe.

„Die Erklärung folgt später,“ sagte er dem zuständigen Leiter der Gruppe.

Der Mann nickte nur. Er wußte, mit welchen Sondervollmachten Oberinspektor John Sinclair ausgestattet war.

Nun, das waren die Sorgen des Sergeants. John hatte andere. Lara, die Hauptakteurin, war entkommen. Trotz intensiver Suche hatte der Geisterjäger sie nicht finden können. Aber er war sicher, daß Lara auf ihre Chance lauerte. Und sie stellte eine ungeheure Gefahr dar. Sie war unberechenbar in ihrem Blutrausch. John Sinclair mußte auf alles gefaßt sein.

Er hoffte nur, daß sie sich zuerst an ihm rächen würde...

Lara riß die Metalltür auf, schlüpfte in den dahinterliegenden Gang und blieb stehen.

Geschafft! dachte Sie. Ich bin diesem verdammten Bluthund entkommen. Niemand wußte, daß der Nachtclub mit einem Geheimgang ausgestattet war. Einem Gang, der direkt in das Kanalnetz von Soho führte. Der Einstieg war gut getarnt, und bis man ihn fand, dauerte es eine Weile. Aber bis dahin wollte Lara längst über alle Berge sein.

Neben ihr schäumten die Abwässer. Ein penetranter Gestank ging von ihnen aus. Lara war in einem der Hauptkanäle herausgekommen. Auf einem schmalen Steg bewegte sie sich weiter.

Der Pfad führte dicht an der glitschigen, mit Algen und Moos überwucherten Wand entlang. In unregelmäßigen Abständen blinkten an der Decke Lampen, so daß Lara sich gut orientieren konnte.

Der Blutrausch war vorübergehend abgeklungen, doch jetzt, wo die Gefahr vorbei war, kam er zurück. Und das mit aller Macht. Sie wollte Blut! Und zwar von Marina Held. Einmal hatte sie sie schon gebissen, aber sie wollte es immer wieder tun, bis das junge Mädchen ein völlig blutleeres und seelenloses Geschöpf war.

Damit traf sie nicht nur Marina Held selbst, sondern vor allen Dingen auch John Sinclair. Wie er es geschafft hatte, unerkannt in die Bar zu kommen, war schon ein ziemlich freches Stück. Lara kam nicht umhin, ihn insgeheim zu bewundern. Aber wenn sie daran dachte, wie der Geisterjäger aufgeräumt hatte, stieg die heiße Wut in ihr hoch. Eiskalt hatte dieser Mann ihre Schwestern zum Teufel geschickt. Mit Eichenbolzen, die tödlich für jeden Vampir sind.

Aber lange sollte er keine Freude mehr haben. Das nahm sich Lara fest vor.

Sie suchte den nächsten Ausstieg und fand ihn recht schnell. Eine rostige Leiter führte in die Höhe. Lara riskierte es und kletterte die Sprossen hoch. Die Verankerung der Leiter knirschte im Mauerwerk, aber sie hielt.

Der Ausstieg oben mußte sich in irgendeinem Hinterhof befinden. Lara sah kaum Licht durch die Ritzen schimmern. Auch saß der Deckel verflucht fest. Sie, die die Kräfte der Hölle hatte, schaffte es kaum, ihn hochzustemmen.

Doch dann polterte der Deckel auf der anderen Seite zu Boden.

Niemand beobachtete die Untote, wie sie aus dem Kanalabfluß kletterte.

Plötzlich hörte sie Stimmen. Gleichzeitig sah sie auch das Rotlicht über Häuserwände geistern.

Dem ersten Impuls folgend, wollte Lara wieder untertauchen, doch dann besann sie sich. Sie orientierte sich kurz und stellte fest, daß sie auf einem neben dem Lokal liegenden Hof aus der Unterwelt geklettert war. Das Rotlicht wischte durch Mauerritzen und kleinere Durchlässe.

Lara hörte vom Nachbarhof Stimmen. Sie schlich zu einer Brandmauer, zog sich hoch und blickte in den Hof.

Dort stand der Ambulanzwagen mit seinem zuckenden Licht. Polizisten hielten Wache. Aus dem Lokal tönnten Stimmen. Eine Bahre wurde herausgefahren. Zwei Sanitäter schoben sie auf den Ambulanzwagen zu. Ein Arzt lief neben der Bahre her. Er hielt bereits eine Spritze in der Hand. Die hinteren Türen des Krankenwagens waren aufgeklappt. Auf Rollen glitt die Bahre in das Innere.

Alles geschah rasch und war tausendmal geübt.

Der Arzt stieg mit hinten in den Wagen ein. Bevor die Türen geschlossen wurden, rief er noch: „University Hospital!“

„Okay.“ Der Fahrer des Wagens gab ein Handzeichen.

Dann setzte sich der Ambulanzwagen in Bewegung. Die Sirene begann zu heulen, das Signallicht rotierte.

Lara aber tauchte wieder weg. Auf ihrem Gesicht lag ein satanisches Lächeln. Sie hatte genug erfahren.

Wie sagte der Arzt noch? University Hospital. Das war das Ziel des Krankenwagens.

Und auch Laras Ziel. Schließlich kannte sie sich dort aus. Erst vor wenigen Wochen hatten sie dort einige Blutkonserven gestohlen. Und dabei waren sie von keinem gesehen worden...

John Sinclair rauchte Kette. Die Nervosität fraß in ihm wie eine starke Säure. Er befand sich allein im Warteraum des Krankenhauses und kam sich doch vor wie ein Gefangener.

Immer wieder mußte er an Marina Held denken. Sie war nach der Einlieferung auf die Intensivstation gebracht worden, und dort kämpfte ein Team von Ärzten um ihr Leben.

Der Blutaustausch war in vollem Gange. John hatte es von einer Nachtschwester erfahren.

Der Geisterjäger ließ sich wieder auf einen der grüngelsterten Hocker sinken. Die Farbe harmonierte mit dem Anstrich der Wände. Über der Tür befand sich eine Uhr. John konnte gar nicht mehr zählen, wie oft er schon auf das Zifferblatt geschaut hatte.

Ein Uhr!

Wieder eine Zigarette.

Das Feuerzeug flammte auf, John hielt das Stäbchen an die Glut, stieß die erste Rauchwolke aus, stand auf und trat ans Fenster. Unten lag der Krankenhauspark. Längs der Hauptwege brannten Laternen. Lichtinseln in der wattigen Schwärze der Nacht. Wenn der Blick über die hohen Baumkronen hinwegglitt, waren die Hochbauten der Universität zu erkennen. Hinter einigen Fenstern brannte Licht. Es war das Haus, in dem die Studenten wohnten und arbeiteten. Oft bis in die späte Nacht hinein.

Draußen sang der Wind in den Bäumen. Blätter rieben raschelnd gegeneinander. Hin und wieder streifte ein Lichtschimmer das Laub, und dann schienen die Blätter aufzuleuchten.

Hinter John Sinclair wurde die Tür geöffnet.

Der Geisterjäger drehte sich um.

Einer der Ärzte betrat den Raum. Mit einem Tuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

John lief auf den Mann zu. „Was ist, Doc?“ fragte er. „Wie geht es dem Mädchen?“

Der Arzt war schon älter. Ein erfahrener Praktiker. Er hob die Schultern. „Wir haben getan, was in unseren Kräften stand. Das Weitere liegt nicht mehr in unserer Hand.“

John senkte den Kopf. „Reichten die Blutkonserven aus?“

Der Arzt antwortete mit einem bitteren Lächeln. „Nein,“ erwiderte er. „Wir haben noch welche anfordern müssen. Sie sind ja über die Diebstähle informiert. Es ist gar nicht so einfach, an frische Konserven heranzukommen.“

„Ich weiß.“ Der Geisterjäger drückte seine Zigarette aus. „Liegt Miß Held noch auf der Intensivstation?“

„Natürlich. Wir haben sie in ein Einzelzimmer gebracht. Sie steht unter ständiger Beobachtung. Wir haben Kameras eingesetzt. Eine extra dafür abgestellte Nachtschwester sitzt vor dem Monitor und beobachtet jede Reaktion der Patientin.“

„Danke, Doc.“

„Wir hätten es für jeden anderen auch getan,“ sagte der Arzt.

„Kann ich Miß Held sehen?“

Der Arzt blickte den Oberinspektor skeptisch an. „Wenn Sie wollen, meinetwegen. Aber versprechen Sie sich nicht zuviel davon.“

„Nein, nein.“

Die beiden Männer verließen den Warteraum. Nebeneinander schritten sie über den Flur. Eine Glastür öffnete sich vor ihnen, und sie betraten den Bereich der Intensivstation. Sie kamen auch am Zimmer der Nachtschwester vorbei.

„Warten Sie,“ sagte der Arzt und betrat den Raum, „alles in Ordnung. Schwester Betty?“ erkundigte er sich.

Die Schwester wandte den Kopf. „Ja, Doc.“

John betrat das Zimmer. Die Schwester rückte zur Seite, so daß er einen Blick auf den Monitor werfen konnte.

Das Schwarzweißbild zeigte Marina in ihrem Bett. Sie war am Tropf angeschlossen, und es sah aus, als schliefe sie. Auf einem Nebentisch sah John einige Meßgeräte. Kreislauf und Atmung wurden damit überwacht.

„Keine Komplikationen,“ bemerkte die Schwester. Sie lächelte. Dadurch wurde das etwas strenge Gesicht hübscher.

John machte den Platz vor dem Monitor wieder frei. „In welchem Zimmer liegt Miß Held?“

„Zimmer 3a,“ antwortete die Schwester.

„Und wo ist das?“

„Weshalb fragen Sie?“

John Sinclair wandte sich dem Mann mit ernstem Gesicht zu. „Ich glaube, daß sich Miß Held in Gefahr befindet.“

Der Arzt verengte die Augen zu Schlitzen. „Ich verstehe Sie nicht, Mr. Sinclair.“

„Okay, ich will deutlicher werden. Ich befürchte, daß auf Miß Held noch in dieser Nacht ein Anschlag verübt wird.“

Die Nachtschwester stieß einen leisen Schreck aus.

„Gangster?“ fragte der Arzt.

„So ähnlich.“

„Und was wollen Sie dagegen unternehmen, Sir?“

„Mir einen Stuhl nehmen und mich vor die Tür setzen,“ erklärte John Sinclair. „Durch das Fenster kann die Person schlecht einsteigen. Erstens befinden wir uns hier im dritten Stock, und zweitens sind die Fenster vergittert.“

Der Arzt hob die Schultern. „Also ich habe nichts dagegen. Wenn Sie meinen, daß es hilft.“

„Ich hoffe es zumindest.“

Der Geisterjäger hatte einen Drehstuhl gesehen, der neben dem Fenster stand. Der Stuhl besaß Rollen. „Den nehme ich,“ beschloß John und schob den Stuhl aus dem Zimmer.

„Gehen Sie den Gang weiter, und dann die achte Tür links,“ wies ihn die Nachtschwester ein. „Direkt hinter dem Knick.“

„Danke!“ rief John. Er war schon draußen.

Den Stuhl vor sich herschiebend, schritt er durch den leeren Krankenhausaussgang. Er bog um die Ecke und befand sich auch schon vor der Tür zu Marinas Zimmer.

John Sinclair versuchte auf dem Stuhl eine bequeme Haltung einzunehmen.

Jetzt begann das nervenzermürende Warten...

Der Geisterjäger ahnte nicht, daß sich Lara schon innerhalb des Gebäudes befand. Sie war durch das Kellerfenster eingestiegen, das ihr noch vom letzten Einbruch her in Erinnerung war. Niemand hatte sie gesehen, und niemand bemerkte sie, als sie durch den großen Heizungskeller lief. Bis auf das Summen der Aggregate war alles ruhig.

Lara erreichte den Ausgang. Mit einem Speziälschlüssel bekam sie die Tür auf.

Dann lag eine breite Treppe vor ihr.

Die Untote huschte die Stufen hoch. Da die Notbeleuchtung brannte, konnte sie alles gut erkennen. Durch eine schmale Seitentür gelangte sie in ein enges Treppenhaus.

Lara vermutete, daß man Marina Held zur Intensivstation gebracht hatte.

Und der Gedanke erwies sich als richtig. Sie hatte Glück und gelangte ungesehen bis an das Zimmer der Krankenschwester. Auf Zehenspitzen schlich sie hinein.

Sie sah die Nachtschwester vor dem Monitor sitzen. Die gute Frau war ahnungslos. Sie hielt Strickzeug in den Händen und beobachtete dabei den Schirm.

Als sie Laras Schritte hörte, war es bereits zu spät. Zwei Hände legten sich um ihren Hals. Ein gurgelndes Geräusch drang aus der Kehle der Schwester, dann spürte sie nichts mehr.

Lara ließ die Bewußtlose zu Boden gleiten und schloß behutsam die Tür. Sie zog die Schwester aus und schlüpfte ihrerseits in deren Kleidung. Sie paßte einigermaßen.

Als die Vampirfrau auf die am Boden liegende Schwester hinabsah, überkam sie der Blutrausch mit aller Macht. Sie betrachtete die Ohnmächtige, fletschte die Zähne, unterdrückte dann aber den Rausch. Vorläufig. Auf dem Rückweg wollte sie noch einmal vorbeikommen.

Anhand eines Steckbretts orientierte sich Lara, in welchem Zimmer Marina Held lag.

Sie nickte befriedigt, als sie die Zimmernummer gefunden hatte. Leise verließ sie den Raum. Ein rascher Blick links und rechts. Niemand kam den Gang entlang.

Die Untote lächelte. Alles verlief zu ihren Gunsten. Diese Nacht gehörte ihr ganz allein...

Die Zeit dehnte sich wie ein endloses Gummiband. Die Minuten wurden für John Sinclair zu kleinen Ewigkeiten.

In diesem Trakt des Krankenhauses war es sehr still. Es war ziemlich abgeschirmt von den übrigen Bereichen der Klinik. Die Patienten auf der Intensivstation brauchten Ruhe.

John unterdrückte das Verlangen nach einer Zigarette. Rauchen war hier strengstens verboten.

Und dann kam die Müdigkeit. Je weiter die Zeit fortschritt und der dritten Morgenstunde entgegennahte, um so müder wurde der Mensch. John Sinclair machte da beileibe keine Ausnahme. Er war auch kein Supermann.

Einmal fielen ihm die Augen zu, doch im nächsten Moment schreckte der Geisterjäger wieder auf.

„Teufel, das passiert mir nicht noch einmal.“

Er lenkte sich ab und überprüfte seine Spezialwaffe. Ein Eichenbolzen steckte noch im Magazin. Ein Schuß—und der mußte sitzen. Falls Lara kam.

Noch hatte John nichts gehört, aber die Nacht war lang. Und wie er Lara einschätzte, würde sie das Opfer auf keinen Fall fahrenlassen. Sie brauchte das Blut.

John Sinclair war schon beruhigt, daß Marina Held über den Berg war. Die Ärzte hatten tatsächlich das Wunder geschafft und den Keim des Vampirismus getötet.

Immer wieder blickte John auf seine Uhr.

Und plötzlich schrak er zusammen. Er hatte ein Geräusch gehört.

Schritte?

John Sinclairs Haltung spannte sich. Er beugte sich vor und lauschte. Tatsächlich. Es waren Schritte, die sich der Tür näherten. Aber vorsichtig und schleichend. Wer dort kam, hatte etwas zu verbergen. Ein Angestellter der Klinik schlich nachts nicht durch die Gänge.

Johns Rechte glitt unter das Jackett. Seine Finger umklammerten den Griff der Bolzenpistole. Noch verdeckte die Gangecke den Ankömmling.

Noch...

Dann sah John die Person.

Sie glitt um die Ecke, kam auf Zehenspitzen näher und sah John Sinclair.

Die Frau blieb stehen.

John zuckte zusammen.

Vor ihm stand eine Krankenschwester.

Oder...?

Er wollte sich schon beruhigend zurücklehnen, als er das Gesicht der Schwester sah. Die dunklen Augen, die Lippen, die etwas hochstehenden Wangenknochen...

Das war sie!

Das war Lara!

John Sinclair sprang von seinem Stuhl hoch. Aber auch Lara hatte ihre Überraschung jetzt überwunden. Mit einem Schrei warf sie sich dem Geisterjäger entgegen. Sie besaß übernatürliche Kräfte. Als John mit ihr zusammenprallte, wurde er nach hinten gedrückt, seine Kniekehlen prallten gegen den Stuhl, der sofort Fahrt bekam, den Gang hinunterrollte, sich zweimal um die eigene Achse drehte und gegen eine Wand knallte.

John hatte für einige Sekunden die Übersicht verloren. Bis er sich wieder gefangen hatte, war Lara ihm schon an die Gurgel gesprungen. Fingernägel zielten nach Johns Augen.

Der Geisterjäger duckte sich. Mit dem linken Arm schleuderte er die Untote zur Seite.

Lara fiel. Sie warf sich aber sofort wieder nach vorn und umklammerte Johns Beine. Hart krachte der Geisterjäger auf den Rücken. Die Untote knurrte siegessicher.

John riß im Liegen seine Waffe hervor. Er sah die Vampirin auf sich zugehetzt kommen und drückte ab.

Im gleichen Augenblick traf ein Fußtritt sein rechtes Handgelenk. John verriß den Schuß. Der Eichenbolzen fegte nicht in das Herz der Untoten, sondern traf die Schulter, wo er steckenblieb. Kein Tropfen Blut quoll aus der Wunde.

Aber Lara war geschwächt.

Sie heulte auf. Schaurig hallte es in dem Gang wider. Dann warf sie sich herum und ergriff die Flucht.

Blitzschnell war John auf den Beinen. Es fehlte ihm noch, daß die Untote wieder entkam. Er hetzte hinter Lara her—und holte auf.

Panik erfaßte die Untote. Sie riß die nächstbeste Tür auf und stürzte in den dahinter liegenden Raum.

Vor Schreck blieb dem Geisterjäger fast das Herz stehen. Wenn sich Lara an wehrlose Patienten heranmachte... John durfte gar nicht daran denken.

Zwei Atemzüge später riß er ebenfalls die Tür auf—und stand in einem Badezimmer. Lara hatte Pech gehabt.

John drehte den Riegel vor die Tür. Lara hatte es in der Eile vergessen. Sie stand am Fenster, lehnte mit dem Rücken an der Wand. Links von ihr befand sich ein Medikamentenschrank, rechts eine Badewanne. Ein grüner Schlauch war an dem großen Hahn angeschlossen.

John Sinclair lächelte hart. „Es ist aus, Lara,“ sagte er, „endgültig!“

Die Untote keuchte. Der Bolzen in ihrer Schulter machte ihr zu schaffen.

Jetzt, wo John Sinclair waffenlos vor ihr stand, hatte sie nicht mehr die Kraft, sich auf ihn zu stürzen.

Aber der Geisterjäger war nicht waffenlos. Er bückte sich und nahm den grünen Schlauch in die Hand.

„Du weißt, was es bedeutet,“ sagte er zu Lara. „Auch fließendes Wasser tötet Vampire.“

Jäh sprang das Entsetzen in Laras Augen. Sie zitterte plötzlich und streckte abwehrend beide Arme vor. „Nein!“ heulte sie. „Nicht. Ich will nicht sterben.“

John drehte den Hahn auf. Ein feiner Wasserstrahl spritzte aus der Metalldüse am Ende des Schlauchs.

Die Vampirin schrie. Sie wußte um die Kraft des fließenden Wassers. Denn ihr hatten die Untoten nichts entgegenzusetzen.

Lara setzte alles auf eine Karte. Sie wollte an John Sinclair vorbeihetzen und versuchen zur Tür zu gelangen.

John riß den Schlauch hoch. Der Wasserstrahl traf voll.

Lara taumelte zurück. Ihre Schreie wurden vom Rauschen des Wassers über-tönt. John drehte noch weiter auf, vergrößerte auch die Düse, so daß der Strahl wie eine Brause wirkte.

Immer neue Wassermassen hüllten die Untote ein. Der Boden war etwas schräg, das Wasser lief auf den Abfluß zu, doch der konnte die Massen auch nicht fassen.

Die Vampirfrau hockte auf der Erde. Sie jammerte und greinte. John sah durch den rauschenden Wasservorhang nur ihre Umrisse. Sie schlug verzweifelt mit den Armen, doch dann wurden ihre Bewegungen kraftlos. Lara fiel in sich zusammen.

Das Wasser löste sie auf.

Hin und wieder sah John einen bleichen Skelettknochen schimmern, doch auch der zerfiel zu Asche, die sofort in Richtung Abfluß gespült wurde.

Noch zwei Minuten ließ John Sinclair das Wasser rauschen. Dann drehte er den Hahn zu.

Von Lara war nichts mehr übriggeblieben. Nur noch ein paar Stoffetzen zeugten von ihrer Existenz.

Fäuste hämmerten von draußen gegen die Tür. Eine Stimme brüllte: „Aufma-chen!“

John erkannte in ihr den Arzt, der Marina behandelt hatte. Er schloß die Tür auf.

Auf dem Gang drängte sich das Krankenhauspersonal. „Mein Gott, Sie, Herr Oberinspektor?“ fragte der Arzt. „Was—was ist denn geschehen. Wir haben Schwester Betty gefunden—bewußtlos...“

John schloß die Tür wieder. Aber diesmal von außen. „Sie können beruhigt sein,“ sagte er zu den Versammelten. „Es ist nichts passiert. Und es wird auch nichts mehr passieren.“

Mit einem Seufzer der Entspannung griff er zu seinen Zigaretten.

Eine Woche später wurde Marina Held entlassen. Als völlig geheilt. Für sie war alles nur noch wie ein böser Traum. John hatte sich einen Tag freigenom-men und zeigte der jungen Deutschen die schöne Seite der Stadt London.

